

EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 Dirk Sager
Das Amosbuch heute lesen
Rita Müller-Fieberg
- 6 Jean Zumstein
Das Vaterunser heute lesen
Beate Kowalski
- 8 Klaus Scholtissek
Das Johannesevangelium
Manuel Bonimeier
- 10 Martin Ebner
**Mitreden, mitentscheiden,
mitgestalten**
Sandra Huebenthal

Kirche

- 13 Ulrich Dobhan OCD /
Elisabeth Peeters OCD
**Johannes vom Kreuz –
Leben und Mystik**
Heribert Körlings
- 14 Jean-Marc Aveline
Christsein als Heilsdialog
Sandra Pantenburg
- 16 Papst Leo XIV
**Frieden! Erste wegweisende
Botschaften des neuen Papstes**
Karl Vörckel
- 18 Stefan Hartmann
Mosaik eines Lebens
Manfred Gerwing
- 20 Gregor Maria Hoff
**Widersprüchliche
Hinterlassenschaften**
Bernward Schmidt
- 22 Andreas Merkt
**Rund um den Tod
Wie der Tod christlich wurde**
Wiebke Sophie Nissen

Kunst / Literatur / Musik

- 25 Johann Hinrich Claussen
Gottes Bilder
Thomas Menges
- 28 Hans Georg Wehrens
Die Kreuzigungsdarstellungen
Dominik Müller
- 30 Theo Sundermeier
Hoffnung für Leidende
Stefan Scholz
- 31 Martin Kirves
**Albrecht Dürers Selbstporträt
im Pelzrock**
Thomas Menges
- 34 Michael Triegel
**Malen ist eine Form der
Selbsterkenntnis**
Thomas Menges
- 36 Isabelle Dolezalek (Hg.)
**Fenster für bewegtes Licht //
Window for moving light**
Thomas Menges
- 38 Manfred Koch
**Rilke
Dichter der Angst**
Gotthard Fuchs
- 40 Fedora Wesseler (Hg.)
Der Wanderer und sein Koffer
Susanne Nordhofen
- 42 Jon Fosse
**Vaim
Roman**
Marie-Luise Reis
- 44 Heribert Körlings
**Auf Abwegen
Theopoetische Texte**
Alexander Schüller
- 46 Jenny Valentine
**Zwei Seiten eines Augenblicks
Roman**
Ivonne Schweitzer
- 48 Stefan Moster
Vom Glück, im Chor zu singen
Norbert Hoppermann

Philosophie / Ethik

- 51 Anselm von Canterbury
**Der Gottesbeweis im Proslogion
und die Debatte mit Gaunilo**
Johannes Drescher
- 52 Sebastian Ostritsch
**Serpentinen
Die Gottesbeweise des Thomas
von Aquin nach dem Zeitalter der
Aufklärung**
Hartmut Sommer
- 54 Simone Weil
**Die Illias, oder das Gedicht von der
Gewalt**
Gotthard Fuchs
- 56 Byung-Chul Han
**Sprechen über Gott
Ein Dialog mit Simone Weil**
Gotthard Fuchs
- 58 Engelbert Recktenwald
**Am Ende wartet Gott
Versuche, die Philosophie zu Ende
zu denken**
Hartmut Sommer
- 60 Wilfried Härle
**Ja, aber!
Ein Streitgespräch zwischen
Glauben und Zweifel**
Günter Nagel
- 62 Claudia Paganini
**Der neue Gott
Künstliche Intelligenz und
menschliche Sinnsuche**
Johannes Lorenz
- 64 Ulrich Steinvoth
**Was Philosophie war, ist
und sein kann**
Karl Vörckel
- 66 Thomas Nagel
**Moralische Gefühle,
moralische Wirklichkeit,
moralischer Fortschritt**
Jutta Kähler

- 68 Martin M. Lintner
Jenseits der Verbote
Katholische Sexualmoral im Umbruch
Christian Heidrich
- 70 Ruben Zimmermann
Warum weniger gut sein kann.
Eine Ethik des Verzichts
Thorsten Paprotny
- 72 Hans-Joachim Höhn
Können – Sollen – Dürfen
Religionsphilosophie nach Kant
Thorsten Paprotny
- 74 Thomas Brose /
Philipp W. Hildmann
Glaubensmacht und Politik
Geschichte – Konflikte – Konturen
Gerd Neuhaus
- 76 Michael Hochschild
Geometrie des Sinns
Offenheit und Methode
Jean-Marie Schaub und
Gérard Ettliger

Pädagogik / Religionspädagogik

- 79 Christian Masrourchehr
Zur Wahrheit ermuntern
Alexander Schüller
- 82 Marina Kiroudi / Frank M. Lütze /
Dorothea Sattler / Yannik Selke (Hg.)
Über Jesus Christus sprechen
im Religionsunterricht heute
Karolin Teschner
- 84 Susanne Schwarz
Religionsunterricht aus der
Perspektive von Schüler*innen
Jochen Ring
- 86 Arnulf von Scheliha /
Hinnerk Wissmann
Religionsunterricht 4.0
Karl Vörckel
- 88 Heike Bold / Dortje Treiber
Schule inklusionsorientiert
gestalten
Thomas Holzbeck

- 90 Maya C. Klinger
Wie ein Foto unser Leben rettete
Ivonne Schweitzer
- 92 Cornelia Steinfeld / Rainer Oberthür
Der Kreuzweg in Formen und
Farben
Ivonne Schweitzer
- 94 Rainer Oberthür
Die Kinderbibel
Eine Entdeckungsreise
Claudia Pappert

Theologie

- 97 Klaus von Stosch
Trinitätstheologie
Gerd Neuhaus
- 98 Christian Danz
Einführung in die Theologie
Martin Luthers
Jürgen Boomgaarden
- 100 Thomas Jürgasch /
Ahmand Milad Karimi
Jesus – Gottes Sohn?
Manfred Gerwing
- 102 Christian Heidrich
Warum ich ein Christ bin
Rita Anna Tüpper
- 104 Georg Kraus
Der Himmel
Erfüllte Sehnsucht im ewigen
Leben
Heribert Körlings
- 106 Petrus Lombardus
Sententiae in quatuor libris
distinctae / Vier Bücher der
Sentenzen
Ralf Stammberger

Andere Religionen / Weltanschauungen

- 109 Mouhanad Khorchide
Ohne Judentum kein Islam
Die verleugnete Quelle
Frank van der Velden
- 112 Nina Kölsch-Bunzen / Ariane Dihle /
Katharina von Kellenbach
Gute Nachricht
Geschichten von Jesus für Kinder
fair erzählt
Judith Noa
- 114 Christian M. Rutishauser / Barbara
Schmitz / Jan Woppowa (Hg.)
Jüdisch-christlicher Dialog
Clara Berndt und Martin Nitsche
- 116 Sebastian Gäb
Die Philosophie des Buddha
Vladislav Serikov
- 118 Hans-Ulrich Probst / Dominik
Gautier / Karoline Ritter / Charlotte
Jacobs (Hg.)
Topoi und Netzwerke der
religiösen Rechten
Frank van der Velden

Dirk Sager

Das Amosbuch heute lesen

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2025

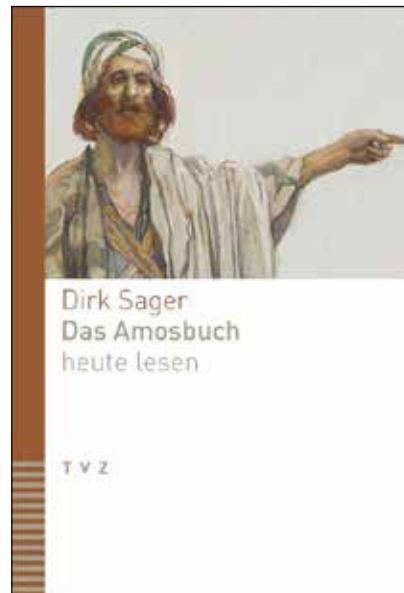
140 Seiten m. farb. Abb.

19,80 €

ISBN 978-3-290-18742-2

Die Reihe „bibel heute lesen“ des Theologischen Verlags Zürich bietet einem breiteren Adressatenkreis fundierte theologische Zugänge zu einem biblischen Buch mit besonderer Berücksichtigung von Zeugnissen der Auslegungs- und Rezeptionsgeschichte und der Zielperspektive einer heutigen Fruchtbarmachung der jeweiligen biblischen Botschaft. Für das Buch Amos hat Dirk Sager, Professor für Altes Testament an der Theologischen Hochschule Elstal, eine ebenso übersichtliche wie vielseitige Einführung in dieser Reihe vorgelegt.

Sukzessive erschließt er die Großabschnitte der Amosschrift im Sinne eines literarisch inszenierten Gerichtsprozesses (vgl. 35 und die Kapitelüberschriften: Am 1,3-2,16: Anklage; Am 3-6: Disputation; Am 7-9: Urteil). Eine solche dramatische Darbietung erinnere als eine Art „Prophecy Slam“ (21) an heutige Poetry Slams. Generell weitet Sager den Blick für aktualisierende, teils auch ungewöhnliche Berührungspunkte aus der Musik (z.B. „Einstürzende Neubauten“), Kunst (z.B. den Prophetenzyklus G. Meistersmanns aus St. Gereon, Köln) oder Literatur (v.a. das Sprechstück zu Amos von W. Vogt). Auf synchroner Ebene erläutert er immer wieder Beispiele für die anspruchsvolle literarische Komposition des Amosbuches (vgl. u.a. die auch sachlich bedeutsame Ringkomposition Am 5,1-17). Die gesamte Schrift wolle als Ganzes wahrgenommen werden und dürfe nicht auf einzelne Zitate reduziert werden. Die intertextuellen Bezüge innerhalb des Zwölfprophetenbuches v.a. in der Motivik (Bild des brüllenden Löwen, Motiv der Stille) setzen das Amosbuch in ein noch umfassenderes Wechselspiel einander erhellender Interpretationen. In diachroner Perspektive verweise die formal wie inhaltlich vielstimmige Komplexität auf eine längere und wohlbedachte Entstehungsgeschichte vor dem historischen Hintergrund Israels und Judas vom 8. bis 5. Jh. v. Chr.



So sei der älteste Schriftprophet Amos, stilisiert als Viehhirt und Maulbeerfeigenzüchter, von Anfang an und auch über die Zeiten der Verschriftlichung hinaus als literarische Identifikationsfigur angelegt.

Was es heißt, die Amosschrift vor dem Hintergrund heutiger globaler Herausforderungen zu lesen, zeigt sich bereits zu Beginn von Sagers Ausführungen: In Anknüpfung an das schon in der Ouvertüre Am 1,1 zentrale Motiv des Erdbebens setzt sein Buch sehr unvermittelt ein mit der Erinnerung an das Beben in der Türkei und in Syrien 2023. Doch dies ist nur eines von vielen Beispielen, in denen die fatalen Wechselwirkungen zwischen sozialer Ungerechtigkeit und ökologischen Katastrophen thematisiert werden. Amos zeichnet eine Welt aus den Fugen, in ihren Grundfesten erschüttert durch die Ausbeutung der Armen und Schwachen seitens der Reichen und Mächtigen. Die Wucht, mit der er die „gespaltene Gesellschaft“ seiner Zeit anprangert, trifft auch unsere heutige Wirklichkeit und ruft dazu auf, die Augen nicht vor himmelschreiendem Unrecht zu verschließen. Die Unerbittlichkeit seiner Gerichtsschilderungen spiegelt sich in aktuellen Zukunftsängsten. Dass für ihn jedoch das Ende der Beginn eines neuen Anfangs ist, lässt seine Schrift zu einem Hoffnungsbuch werden. Sager stellt überzeugend dar: Das Amosbuch ist (auch) für heute geschrieben!

Rita Müller-Fieberg

Jean Zumstein

Das Vaterunser heute lesen

Aus dem Französischen von Horst Hahn
Bibel heute lesen

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2023

105 Seiten m. Abb.

19,80 €

ISBN 978-3-290-18535-0

Ist nicht längst alles zum Vaterunser gesagt? Kann man von einem kleinen, auf den ersten Blick unscheinbaren Buch neue Einsichten erwarten? Ja!

Jean Zumstein, der emeritierte Neutestamentler und Experte des Matthäusevangeliums aus Zürich, schafft es. Er fesselt mit seiner wissenschaftlich fundierten und zugleich geistlich in die Tiefe gehenden Auslegung des zentralen Gebets des Christentums, den Verstand und das Herz für das Beten der Worte Jesu neu zu öffnen. Auf schlichte und verständliche Weise, klar strukturiert und leitend, nimmt er seine Leserschaft auf die Entdeckungsreise.

Seine Einleitung, die er mit „Eine neu zu entdeckende Botschaft“ überschreibt, ist kein leeres Versprechen. Zumstein skizziert den Aufbau und die Intention seines Buches. Sogleich führt er zu den wesentlichen Grundlagen des Vaterunsers. Die beiden verschiedenen Fassungen von Mt und Lk sowie die außerbiblische Quelle (Didache) erklärt er und rekonstruiert die ursprüngliche Fassung: Es handelt sich um die kürzere (Lk) Version, jedoch mit stärkeren jüdischen Formulierungen. Es ist ein zutiefst jesuanisches Gebet, das zugleich im Judentum des 1. Jahrhunderts verwurzelt ist und sich von ihm unterscheidet (insbesondere vom Kaddisch und 18-Bittgebet). Damit wird es zu einer identitätsstiftenden Größe der frühen Christen. Programmatisch ist es. Es ist kurz, nüchtern, erinnert nicht an die Heilsgeschichte Israels, offen, erwartet eine Zeit der Freude und Befreiung, bittet um materielle und geistliche Güter, umfasst Gegenwart und Zukunft. Der Aufbau des Gebets ist sinnvoll und transparent.



Zumstein erkennt eine „tiefe Übereinstimmung zwischen dem, an den sich das Gebet wendet, und dem, der es spricht.“ – dies ist nur einer der Sätze, die sich tief einprägen und zum Nachdenken anregen.

Nach der Einleitung folgt die Auslegung des Vaterunsers abschnittsweise. Dabei steht zu Beginn die Gottesprädikation „Unser Vater im Himmel“. Nicht der Gottesname JHWH, sondern die Bezeichnung Gottes als Vater eröffnet das Gebet. Seine Nähe, die liebende, helfende und zärtliche Zuwendung Gottes, wird zum Ausdruck gebracht. Die gewählte Ausdrucksweise und Sprache (Aramäisch) unterstreichen, dass das Vaterunser kein liturgisches Gebet mit elitärer und anspruchsvoller Sprache ist; vielmehr wählt Jesus die Sprache der einfachen Leute mit ihren Alltagserfahrungen. Das Gottesbild des Vaterunsers umfasst die Vorstellung, dass er weder Teil der Welt ist, noch ein göttliches Prinzip. Neben der Nähe wird also auch die Transzendenz Gottes betont.

Die Heiligung des Namens Gottes muss in Erinnerung gerufen werden, weil der Name Gottes leicht vergessen oder ausgenutzt wird. Subjekt des Heiligen kann nur Gott selbst sein. Es ist die Bitte um Gottes Gott-Sein, damit die Zukunft bereits jetzt beginnt. Es geht um realistisches Beten, nicht um eine Traumzukunft, sondern um das Eindringen der Wirklichkeit Gottes in die alltägliche Welt.

Auch die Bitte um das Reich Gottes handelt von der Gegenwart Gottes in der Welt der Menschen. Sie konkretisiert die erste Bitte. Offen bleibt, wer verantwortlich für das Kommen des Reiches Gottes ist. Sicher ist, dass es ein zentrales Anliegen Jesu ist. Diese Bitte ist der „Angelpunkt, von der aus die Wirklichkeit und insbesondere das gegenwärtige Erleben erst in den Blick genommen werden“. Das Reich ist dabei nicht nationalistisch gedacht; es wird mitten in der Welt gegenwärtig und beginnt, die Gegenwart zu durchdringen. Wer so betet, so schließt Zumstein, der verzichtet auf Träume und Machtgelüste.

Im letzten Kapitel geht Zumstein auf die Wirkungsgeschichte ein. Seine protestantische Blickrichtung ist bereichernd, wenn er den Heidelberger Katechismus zitiert, die Gnade als beherrschendes Thema und das Licht des Kreuzes mit dem Vaterunser verbindet. Das Gebet Jesu versteht er zudem als Zusammenfassung des Glaubens, mit dem Jesus uns lehrt, zu bitten und uns dabei mit großem Vertrauen auf das Wesentliche zu beschränken. Die Nähe Gottes und sein Zugehen auf die Menschen sind das zentrale Gottesbild der Auslegung. Die Bitten des Vaterunsers lehren, sich auf das Wesentliche im Leben zu beschränken und im Vertrauen zu leben. Gnade und Kreuz, die beiden großen Themen der protestantischen Theologie, beschließen die Schlussreflexion.

Wer das Vaterunser neu verstehen, entdecken und beten möchte, der/die kommt an der Lektüre von Zumsteins Auslegung nicht vorbei. Viele Sätze mit Tiefgang sind so prägnant formuliert, dass sie ihre Wirkung nicht verfehlen, sondern sich ins Gedächtnis einprägen.

Beate Kowalski

Klaus Scholtissek
Das Johannesevangelium
Ein Arbeitsbuch zu innovativen
Forschungsperspektiven
utb

Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, 2025
308 Seiten
29,90 €
ISBN: 978-3-8252-6409-3

„Die Johannesforschung der letzten drei bis vier Jahrzehnte ist von weitreichenden Um- und Neuaufbrüchen geprägt.“ (8) Das neue Lehrbuch von Klaus Scholtissek scheint sich mit seinem ersten Satz in die zahlreichen Publikationen zur johanneischen Forschungsgeschichte einzureihen. In „Das Johannesevangelium. Ein Arbeitsbuch zu innovativen Forschungsperspektiven“ beschreitet der Jenaer apl. Professor für Neues Testament jedoch ungewohnte Wege, indem er unmittelbar mit der Darstellung und Diskussion innovativer hermeneutischer und methodischer Zugänge zum Johannesevangelium beginnt. Wer einen Forschungsüberblick über einflussreiche Modelle der Johannesentstehung erwartet, wird hier nicht fündig. Der Autor weist der klassischen johanneischen Literarkritik nur noch einen Platz in der Forschungsgeschichte, aber nicht mehr innerhalb der aktuellen Johannesauslegung zu.

Nach einer kurzen Hinführung geht es zunächst um den Kontext des Johannesevangeliums im frühen Christentum. Hier wie im gesamten Buch besticht Scholtissek mit der Einarbeitung neuester Forschungsliteratur. Auch kurz vor der Erscheinung des Lehrbuchs veröffentlichte Beiträge werden berücksichtigt. Dem aktuellen Forschungstrend entsprechend, rücken hypothetische Quellenschriften wie die Semeia-Quelle zugunsten der Annahme einer Kenntnis der synoptischen Evangelien aus dem Fokus. Außerdem werden allzu weitreichende Rückschlüsse auf die historische Situation der johanneischen Gemeinde zurückgewiesen.



Nach exemplarischen Textbeobachtungen zum Johannesprolog folgen je ein ausführliches Kapitel zur Sprach- bzw. Erzählwelt und zur johanneischen Theologie, hier Denkwelt des Johannesevangeliums genannt, bevor das Buch mit einer Zusammenfassung und Ausführungen zur Gegenwartsbedeutung des Johannesevangeliums abgerundet wird.

Bezeichnend für das gesamte Buch ist eine gewisse Affinität für synchrone, narrative Zugänge: „Die Erzählforschung hat die Johannesexegese mit vielen überzeugenden Textanalysen und -interpretationen bereichert. Die narrative Analyse und Interpretation johanneischer Texte hat sich vielfältig bewährt und ihre Leistungsfähigkeit nachgewiesen.“ (93-94) Diese These wird mit zahlreichen Beispielen aus der aktuellen Johannesforschung überzeugend untermauert.

Auch bei aktuellen hermeneutischen Konzepten zur Entstehungsgeschichte, wie dem Relecture-Modell, wenngleich hier nicht ganz präzise als „methodische[r] Zugang“ (88) bezeichnet, differenziert Scholtissek trennscharf zwischen einer Anwendung als literaturwissenschaftliches Verstehensmodell und einem Verständnis als „Korrekturparadigma“ (88), das letztlich eine Neuauflage der Redaktionskritik sei. In Scholtisseks Arbeitsbuch spielt die übliche Unterscheidung zwischen dem Evangelisten und einer wenig geschickten Redaktion für die Erklärung des Endtextes überhaupt keine Rolle mehr.

Im zweiten Hauptteil zur Denkwelt des Johannesevangeliums lassen die exemplarischen Darstellungen verstärkt die Handschrift des Autors erkennen, der nun vermehrt auf einige seiner zahlreichen Publikationen zum Johannesevangelium verweist. Überzeugend ist die differenziert geführte Diskussion über antijudaistische Rezeptionen provozierende Elemente, die keine einfachen Lösungen anbietet. Hervorzuheben ist ferner die treffende Analyse johanneischer Theologie in Form von Begegnungsgeschichten: „Das Johannesevangelium verfügt über ein reichhaltiges Spektrum von Glaubenswegen, die in ihrer Schrittfolge und im Spiegel von Missverständnissen und Kurzschlüssen transparent sind für die Glaubenswege in der Gemeinde zu allen Zeiten“. (208)

Die ungebremste Produktivität der Johannesforschung nötigt bei der Darstellung innovativer Perspektiven natürlich sehr zur Selektion. Eher unterbelichtet bleiben hier gedächtnistheoretische Zugänge, die angesichts des „memory booms“ der letzten Jahrzehnte auch vor dem Johannesevangelium nicht Halt gemacht haben. Im Bereich Social Memory Theory ließe sich Scholtisseks Auswahl sicher noch gewinnbringend erweitern.

Insgesamt bietet Klaus Scholtissek Leserinnen und Lesern nicht nur eine pointierte Zusammenfassung innovativer Forschungsperspektiven, sondern auch ein innovativ konzipiertes Arbeitsbuch, das sich nicht länger an der Forschungsgeschichte der zweifellos großen Johannesexegeten des 20. Jahrhunderts abarbeitet. Wenngleich das Buch weniger als Einstiegslektüre geeignet ist, kartografiert es für Leserinnen und Leser, die mit dem Johannesevangelium vertraut sind, ein weit gespanntes und einladendes Forschungsfeld.

Manuel Bonimeier

Martin Ebner

Mitreden, mitentscheiden, mitgestalten
Wie sich frühchristliche Gemeinden organisierten
und was wir daraus lernen können

Innsbruck / Wien: Tyrolia-Verlag, 2025

152 Seiten

15,00€

ISBN 978-3-7022-4259-6

Mit dem Büchlein „Mitreden, mitentscheiden, mitgestalten. Wie sich frühchristliche Gemeinden organisierten und was wir daraus lernen können“ führt der emeritierte Bonner Neutestamentler die argumentative Linie fort, die er in „Braucht die Katholische Kirche Priester? Eine Vergewisserung aus dem Neuen Testament“ (2022) begonnen hat: Hier geht es stärker um die Frage von Gemeindeorganisation und Gemeindeleitung, doch das zentrale Thema ist auch dieses Mal die Frage, ob es das Amt braucht und wie sich die Katholische Kirche durch Rekurs auf die Praxis früher Jesusnachfolger, die sich in neutestamentlichen Texten spiegelt, verändern und weiterentwickeln könnte.

In vier Kapiteln geht Ebner unterschiedliche Facetten frühchristlicher Sozialisations- und Organisationsformen ab: „Das Panorama frühchristlicher Gemeindeordnungen“ (11-38) stellt unterschiedliche Modelle und die Zuordnung von Amt und Charisma vor, wobei Erstere aus der Organisation und Verwaltung der antiken Städte abgeleitet werden. Synagogengemeinden, die in der Organisationsform als antike Vereine ebenfalls Pate gestanden haben könnten, kommen dabei etwas zu kurz und die Pastoralbriefe als Gegenmodell zu den Paulinen etwas zu schlecht weg. Schon im ersten Kapitel wird klar, wohin die Argumentation steuert: auf die Linie des Synodalen Wegs und zu einem Plädoyer für Gemein-demodelle, die an den Gemeinden paulinischen Typs orientiert sind.



Das macht die Argumentation im Buch unnötig eng und lenkt die Lektüre ebenso wie die Impulsfragen, die sich jeweils am Ende der zwölf Unterkapitel der Kapitel „Modelle der Gemeindeleitung“ (39-54), „Konflikte und Korrekturen“ (55-92) und „Der alte (und neue) Platz der Frauen“ (93-115) finden. Das abschließende fünfte Kapitel „Von frühchristlichen Gemeinden lernen: das Kirchenboot umbauen“ (116-131) bringt klar auf den Punkt, dass es dem Autor um einen Umbau kirchlicher und gemeindlicher Strukturen geht: „Für die Entfaltung des Evangeliums braucht es geeignete organisatorische Formen, die den Mehrwert des Christlichen zur Geltung kommen und erfahren lassen. Jesuanisch gesprochen heißt das: Strukturen aufbauen, in denen Gottesherrschaft anfanghaft erlebt und verwirklicht werden kann.“ (119) Braucht es zur Evangelisierung eher Strukturen oder eher vom Evangelium begeisterte Menschen? Hier zeigt sich eine der Diskussionslinien, die die Kirche insgesamt und ihre vermeintlich „progressiven“ und „konservativen“ Lager umtreiben – und die insgesamt vielleicht eher schadet als nützt.

An Ebners Darstellung gibt es Vieles zu loben, angefangen von der klaren thematischen Auswahl und Darstellung des Materials, sodass es auch für Nichtexperten in Gemeinden (ebenso wie Oberstufenkurse und Erstsemester, v.a. theologische Quereinsteiger in neuen Studiengangformaten, die eine gut lesbare Einführung in diese Thematik sehr begrüßen dürften – allerdings ohne die etwas zu arg steuernden Impulsfragen) verständlich ist, über die lebendigen Einblicke in frühchristliches Leben in römischen Kontexten bis zu den historischen und theologischen Verbindungslinien zwischen den Paulusbriefen, dem lukanischen Doppelwerk und den Pastoralbriefen.

Dennoch bleiben auch kritische Rückfragen. So etwa, ob sich wirklich allein auf Basis von neutestamentlichen Texten Entwicklungen aus über 1800 Jahren Kirchengeschichte „korrigieren“ lassen, ohne das Reichskirchensystem, die Reformation oder das 19. Jahrhundert – kurz: die Tradition – mitzudenken? Lassen sich die small-scale-solutions, die für die paulinischen Gemeinden mit 15 bis 50 Gläubigen funktionieren, wirklich zur large-scale-solutions machen und auf die Weltkirche übertragen? Ist die Orientierung an gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten, wie sie Ebner im Fall der Pastoralbriefe gleichzeitig als erfolgreich für die Verbreitung des Evangeliums im Römischen Reich anerkennt, inhaltlich und strukturell als hierarchisches Paterfamilias-Modell als Anbietung an die Gesellschaft ablehnt, wirklich ein Modell für heutige Struktur- und Organisationsfragen? Stellt sich nicht genau das gleiche Problem wieder, wenn Kirche mit Blick auf heutige gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten reformiert werden soll? Genau diese Diskussion ist zu führen und dazu leistet das Buch einen wichtigen Beitrag.

Dabei lohnt es, genauer hinzuschauen und historisch noch stärker zu kontextualisieren und zu differenzieren, um Kurzschlüsse und Anachronismen zu vermeiden. Dazu zwei Beispiele: Die Frage, warum das Gemeindemodell der Pastoralbriefe als „Gottes geordnetes Hauswesen“ propagiert wurde, wäre auch auf dem Hintergrund des Vereinsverbots unter Trajan zu beleuchten, das den Christen womöglich wenig andere Wahl ließ und vielleicht weniger mit Machtinteresse als mit Überlebenswillen zu tun hat. Auch bei der Frage nach der Haartracht in 1 Kor 11,2-16 wäre vielleicht noch stärker aus dem Kontext und dem Ausbruch aus vorgegebenen sozialen Rollen und Skripten zu argumentieren. Die Übersetzung der langhaarigen Männer als „Schwule“ und der kurzhaarigen Frauen als „Lesben“ (98-99) wird weder den Korinthern noch heutigen Diskursen gerecht. Ohne gleich Queering zu bemühen, ließe sich theologisch auch an ein Überschreiten von traditionellen sozialen Rollen im Sinne von Gal 3,27f. denken – mit einer prophetischen Neudefinition angesichts der Parusienaherwartung.

Es bleibt noch viel zu besprechen. Ebners Buch gibt dafür gute Impulse, an denen sich kritisch weiterzudenken lohnt.

Sandra Huebenthal



Ulrich Dobhan OCD / Elisabeth Peeters OCD
Johannes vom Kreuz – Leben und Mystik
Eine Einführung

Freiburg: Herder Verlag, 2025

304 Seiten m. s-w Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-451-39875-9

Überaus kenntnisreich führen die beiden Autoren das wechselvolle Leben, das innovative Denken und die mystische Frömmigkeit des Heiligen Johannes vom Kreuz im historischen Kontext vor Augen. Darüber hinaus kennzeichnen sie Johannes' Einfluss auf die geistliche und die säkulare Dichtung. Einer Zeit-
tafel als Überblick über das Leben und Wirken des 1542 in der Provinz Avila als jüngster Sohn in eine bitterarme Familie geborenen Juan de Ypes folgt in Abgrenzung zur Hagiografie die detaillierte erzählende Darstellung seiner Biografie.

Der neue Blick auf den Lebensweg von Juan de la Cruz mit seinen Höhen und Tiefen wirkt besonders plastisch: Die Autoren verknüpfen nämlich die markanten Stationen im konfliktreichen Leben des Karmeliters bis zu seinem Tod 1591, darunter die prägende Begegnung mit Teresa von Avila, jeweils mit dem Ort, an dem sich das Geschehen ereignet. Eine Karte Spaniens am Ende des Buches ermöglicht die genaue Lokalisierung. Ausführungen über die posthume Verehrung Juans, seine Entstellung in der Ordenstradition und die Wiederentdeckung schließen das erste Kapitel des Buches ab, das auch einen Einblick in die Entstehungsgeschichte der Werke enthält.

Ihre beeindruckende biografische Darstellung und die Würdigung seines Gesamtwerks verbinden die Autoren mit einer wichtigen überleitenden Kennzeichnung: Juan ist kein weltenthobener Mönch in seiner stillen Klosterzelle. Ungewollt in die Mühle ordensinterner Konflikte und Spannungen geraten, erfüllt er neben seinen seelsorglichen und dankbare, zeitraubende Leitungsaufgaben. Während der spannungsreichen Jahre 1577-1591 schreibt er seine Werke, besonders fruchtbar als Prior von Granada 1582-1588. Ihre unterschiedlichen literarischen Gattungen und deren Rezeption werden kurz gekennzeichnet.



Der geistliche Weg Juans, sein Lebensthema, die Liebesgeschichte zwischen Gott und dem Menschen mit ihren verschiedenen Ausdrucksformen, kommt in den nächsten beiden Kapiteln nuanciert in den Blick: Gott als der tragende Grund des Daseins kommt als der Geliebte ins Spiel. Der uns Umwerbende sehnt sich nach Gegenliebe, eine Dynamik, die sich schon im Leben zu höchster Intensität entfaltet und im ewigen Jetzt weitergeht. Zu dieser personalen Liebesbeziehung gehört, dass Gott aufgrund seiner Transzendenz auch als dunkel erfahren wird.

Viele verbinden Johannes vom Kreuz vor allem mit seinen Erfahrungen von der dunklen Nacht der Seele. Diese existentielle Krise beinhaltet und bedeutet aber nicht, dass Gott abwesend ist. Vielmehr lernt Juan Gott darin neu und intensiver kennen. Seine narrative Theologie zu lesen, weckt die Hoffnung, von Gott auch in Schwächen, schweren Zeiten und Leiderfahrungen gestärkt zu werden und begleitet zu bleiben.

Bei der Schilderung seiner mystischen Erfahrungen schöpft Juans Symbolsprache aus unterschiedlichen Quellen, lebt jedoch von wenigen, besonders starken vielschichtigen Bildern: neben der Allegorie der menschlichen Liebe benutzt er die Motive Nacht

und Feuer beziehungsweise Licht. Diese universellen Ursymbole mit ihren Konnotationen verbinden seine Mystik mit der jüdischen Kabbala und dem islamischen Sufismus. In den letzten Jahrzehnten wurden die semitischen Verbindungen der Bildsprache des Johannes intensiv untersucht. Am Schluss des vierten Kapitels stellen die beiden Autoren deshalb in einem kurzen, dichten Überblick ergänzend den geschichtlichen Rahmen dazu dar: Während des ganzen Mittelalters ist die iberische Halbinsel ein Schmelztiegel orientalischer und abendländischer Kulturen.

Johannes vom Kreuz ist ein in Gott verliebter Mystiker und begnadeter Dichter. Diese prägnante Kennzeichnung bündelt die Einsichten des vierten Kapitels. Das führt im abschließenden fünften zu der Frage: Wie lesen? In manchem zwar überraschend aktuell, sind Juans Texte damit noch keine leichte Kost. Sie sollten nicht nur rational, sondern auch mit dem Herzen aufgenommen werden. Sich in geduldiger Betrachtung von ihnen berühren zu lassen, kann helfen, eigene Erfahrungen zu deuten und einzuordnen.

Johannes vom Kreuz möchte Gotteserfahrungen ermöglichen. Im Vorwort zu seinem Buch „Geistlicher Gesang“ bringt er besonders zum Ausdruck, dass der Text auch wirkt, wenn nicht jede Einzelheit sofort klar ist. Seine Mehrdeutigkeit weist vielmehr darauf hin, dass Gott menschliche Vorstellungen übersteigt. Johannes ist es wichtig, seine Texte in ihrer Weite zu belassen. Damit berechtigt und motiviert er selbst seine Leser dazu, aus seinen Schriften auf ihre eigene Art geistigen und geistlichen Nutzen zu ziehen.

Das komplexe, gut lesbare, spannende Buch der beiden ihrem Ordensbruder verbundenen Karmeliter vergewärtigt auf dem aktuellen Stand der wissenschaftlichen Diskussion, dass und wie für heutige Leser die Spiritualität des Heiligen Johannes vom Kreuz im Kontext der Frage nach sich selbst und nach Gott erhellend sein kann. Vielfältige, hilfreiche Impulse ermöglichen es, den wegweisenden Mystiker Juan de la Cruz kennenzulernen und sich betrachtend mit seinem Werk auseinanderzusetzen.

Heribert Körlings

Jean-Marc Aveline

Christsein als Heilsdialog

Gottes Mission für die Menschen

Aus dem Französischen übersetzt und mit

Erläuterungen versehen von Michael Quisinsky

Mit einem Geleitwort von Bischof Dr. Georg Bätzing

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag. 2025

143 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-7867-3388-1

Mit dem Essay „Christsein als Heilsdialog. Gottes Mission für die Menschen“ gewährt der Autor, Kardinal Jean-Marc Aveline, Erzbischof von Marseille, einen Einblick in sein Glaubens-, Kirchen- und Amtsverständnis. Aveline ist Vorsitzender der Französischen Bischofskonferenz. Sein deutscher Amtskollege Bischof Georg Bätzing ist Verfasser des Geleitwortes, worin er Avelines Beitrag würdigt, eine dialogische Kirche des dritten Jahrtausends zu denken.

Herausgeber des Bandes ist der Freiburger Fundamentaltheologe Michael Quisinsky. Er bietet den Lesenden zu Beginn einen informativen „Crash-Kurs“ als Grundlage, indem er die Historie der Französischen Kirche im Hinblick auf ihre Missionsgeschichte sowie das theologische Denken Avelines einordnet, bevor dieser selbst zu Wort kommt.



Der Kardinal gewährt den Lesenden zunächst einen ausführlichen Einblick in seine Biografie. Dabei blickt er vor allem auf wichtige Momente seines geistlichen Wachstums zurück. Äußerer Anlass der Abfassung des Essays war seine Berufung zum Erzbischof von Marseille im Jahr 2019. Aveline offenbart vier Jahre nach diesem entscheidenden Datum seinen inneren Weg und reflektiert sein Missionsverständnis in Verbindung mit seinem Amt. Er „möchte im Lichte [s]einer Erfahrungen im Dienst des interreligiösen Dialogs die Natur und die Modalitäten dieses missionarischen Einsatzes meditieren“ (78). Themen wie jüdisch-christlicher Dialog, das Verhältnis von Offenbarung und Mission sowie die Bedeutung der Katholizität in der gegenwärtigen Gesellschaft bedenkt er ausführlich.

Es wird rasch spürbar, dass Aveline die Menschen, ihre Lebenswelten sowie die Frage, wie sie in Kontakt mit dem Evangelium kommen können, am Herzen liegen. Der Titel des Buches ist demnach berechtigt: Christsein versteht er dialogisch – heilsdialogisch.

Insgesamt ist die Lektüre des Essays zwar etwas langatmig, jedoch dahingehend berührend, als dass man in Zeiten eher kühler, professioneller Selbstdarstellung das Ringen eines kirchlichen Amtsträgers um die Erfüllung seines Auftrags unmittelbar mitvollziehen kann. Avelines Gedanken wirken jedoch etwas ad hoc zusammengestellt, ähnlich einem inneren Monolog.

Die Lektüre des Buches halte ich für all jene empfehlenswert, die, nicht zuletzt dank der wissenschaftlichen Einführung Quisinskys, in die Welt französisch geprägter Kirche eintauchen möchten. Wer sich hingegen eine kritische, theologische Reflexion erhofft, sollte besser zu einem anderen Buch greifen.

Sandra Pantenburg

Papst Leo XIV

Frieden!

Erste wegweisende Botschaften des neuen Papstes

München: Kösel Verlag, 2025

192 Seiten

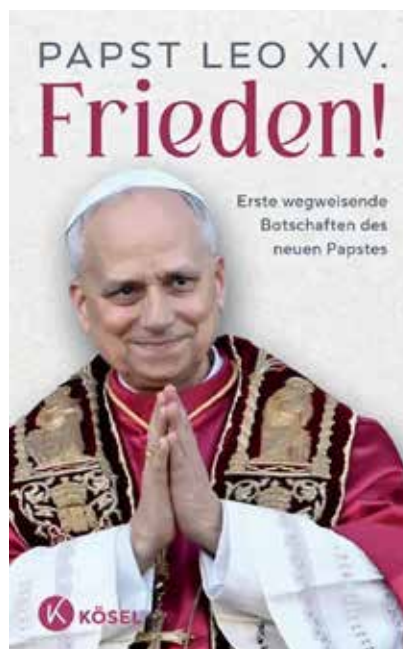
20,00 €

ISBN 978-3-466-37371-0

Die bislang während Leos Pontifikat erschienene apostolische Ermahnung (Exhortatio) „Über die Liebe zu den Armen“ ist eher das Vermächtnis des verstorbenen Papstes als ein eigenes Werk, das unter dem Titel „Großartige Menschheit (Magnifica Humanitas)“ angekündigte erste eigenständige Lehrschreiben lässt noch auf sich warten. In diese Lücke stößt das zu rezensierende Buch, das eine Auswahl von 28 Ansprachen Leos zusammenfasst, angefangen mit seiner Antrittspredigt unmittelbar nach der Papstwahl am 8. Mai 2025 bis zur Predigt vor neuernannten Metropolitanbischöfen am Fest Peter und Paul.

Wer das Buch durchliest, geht einen Weg mit, auf dem der frischgekürte Papst viele Dinge zum ersten Mal macht: Er nimmt seine neue Rolle im Kreis der Kardinäle ein, begegnet erstmals den Medienvertretern, den Vertretern anderer Konfessionen, den Mitarbeitern des Vatikans, dem diplomatischen Corps, den Gesandten des Heiligen Stuhls, Sportfunktionären; er feiert eine Messe mit seiner Diözese Rom, besteigt die Kathedra Petri in der Lateranbasilika, nimmt Priesterweihen vor und noch vieles andere.

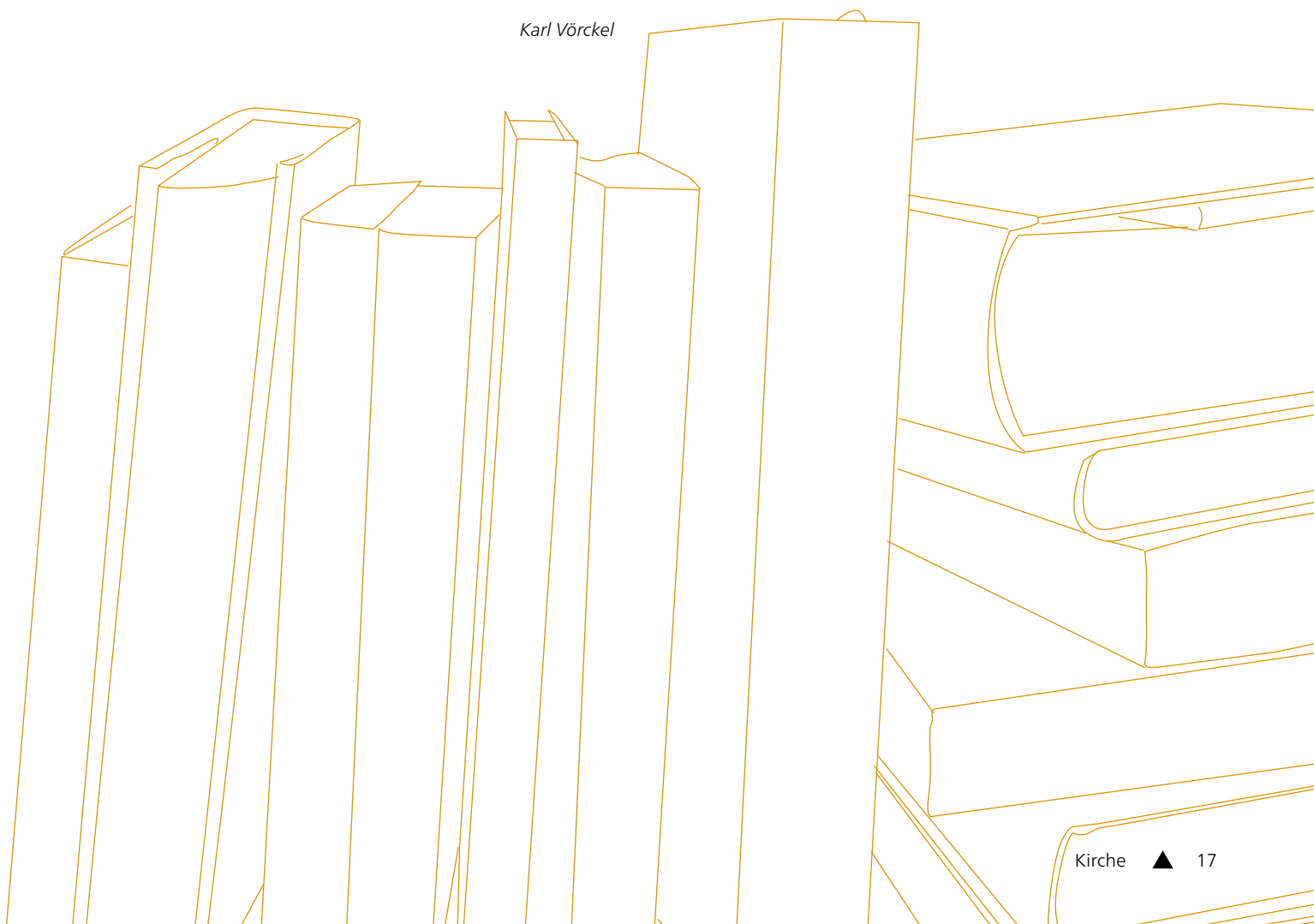
Dabei zeigt der Papst eine große Zugewandtheit zu den vielen unterschiedlichen Gruppen, vor denen er spricht. Zum Beispiel sagt er den Sportfunktionären, dass sie ein wertvolles Mittel der menschlichen und christlichen Bildung in der Hand haben, weil sie erstens den Wert der Zusammenarbeit und Begegnung schätzen lehren, zweitens der digitalisierten Kommunikation den Wert der konkreten körperlichen Begegnung entgegensetzen und drittens sich in die Kunst der Niederlage einüben. Es ist also ein katechetischer Stil, in dem der Papst seine Ansprachen gestaltet.



Lässt sich trotz der Verschiedenheit der Anlässe ein roter Faden in dieser Sammlung von Reden finden? Der Titel nennt schon ein wichtiges Anliegen: Der Papst sieht sich als Boten des Friedens, der für ihn mit Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit untrennbar verknüpft ist, in einer unfriedlichen Welt. Dafür möchte er durch seine Appelle an Diplomaten und Medienvertreter Verbündete gewinnen. Darauf verpflichtet er seine Mitarbeiter. Wie Papst Franziskus vergisst auch Papst Leo in keiner seiner Ansprachen die Schwachen und Ausgegrenzten, die der christlichen Ermutigung am meisten bedürfen. Den Dienern der Kirche schärft er ein, dass die Heiligen Geheimnisse nicht zum Besitz, sondern zur Befreiung bestimmt sind. Schließlich zieht sich das Thema „Einheit“ als roter Faden durch seine Ausführungen, die Einheit der Vielen in Christus, die mit Uniformität nichts zu tun hat, und die auch der Wahlspruch des Papstes ausdrückt: IN ILLO UNO UNUM.

Einige der Ansprachen hatte ich mir aus Interesse schon von der Webpräsenz des Heiligen Stuhles heruntergeladen. Trotzdem habe ich das Buch gerne gelesen, denn es lädt ein zum kontinuierlichen Mitgehen, wo die Online-Angebote punktuelleres Interesse befriedigen. Unterrichtende können sehr praktisch profitieren, weil die Texte gut verständlich sind und sich als Informations- oder selbst Prüfungstexte eignen.

Karl Vörckel



Stefan Hartmann

Mosaik eines Lebens

Autobiographisches Zeugnis eines Theologen

Mainz: Bernardus Verlag, 2025

155 Seiten

15,00 €

ISBN 978-3-8107-0403-0

Eine Selbstbiographie, die es in sich hat. Hier beschreibt ein ehemaliger katholischer Priester sein bisheriges, gut siebzigjähriges Leben: Kindheit, Studium, Beruf und seine späte Heirat. Doch wer eine chronologische Darstellung erwartet, wird enttäuscht. Hartmanns Buch ist, wie der Titel andeutet, eine Komposition aus Fragmenten. Als Theologe, der den Diskurs um sein Priesteramt und seine Vaterschaft hautnah erlebte, setzt er sein Leben nicht neu zusammen. Vielmehr teilt er es offen, aber erzählerisch aus verschiedenen Perspektiven mit. Der geschichtstheologische Ansatz Hans Urs von Balthasars wird deutlich: Das „Ganze im Fragment“ wird in seinen Ab- und Aufbrüchen existenziell aufgegriffen.

Dabei nutzt er die Metapher des Mosaiks, das siebenfach präsentiert wird. „Mosaik 1“ beginnt auf Borkum. Dort feiert der Autor, Sohn einer bürgerlich-katholischen Familie aus dem Ruhrgebiet, mit seiner Frau Sandra seinen 70. Geburtstag. Dankbar blickt er zurück – nicht in den herrlichen Dünen liegend, sondern meditierend in der Kirche „Maria Meerstern“. Sein Resümee: Amor vincit omnia – die Liebe besiegt alles.

„Mosaik 2“ widmet sich den „Bücherwelten“, die sein Leben seit der Schulzeit prägten. Der Verfasser stellt seine Bibliothek vor, getreu dem Motto: „Sage mir, was du gelesen hast, und ich sage dir, wer du bist.“ „Mosaik 3“, das umfangreichste Kapitel, skizziert seinen rastlosen Bildungsweg. Geboren in Oberhausen-Sterkrade, führte ihn sein Weg über die Schweiz zurück ins Ruhrgebiet, nach Hannover,



Minnesota (USA) und schließlich ans jesuitische Aloisius-Kolleg in Bad Godesberg, wo er das Abitur erlangte. So sprunghaft die Schulzeit, so rasant verlief das Studium: Psychologie und Theologie in Fribourg, Rechtswissenschaften in Trier, bis ihn die Lektüre von Kierkegaards „Die Krankheit zum Tode“ zum „gläubig-entschiedenen Christen“ reifen ließ. Nach dem theologischen Diplom in Freiburg i. Br. trat er ins Trierer Priesterseminar ein und empfing 1982 die Priesterweihe durch Bischof Hermann-Josef Spital.

Es folgten priesterliche Stationen in Saarlouis-Fraulautern, Remagen-Kripp und Neuwied-Niederbieber. Stets auf der Suche nach dem Wahren, lässt er sich auf die von Hans Urs von Balthasar und Adrienne von Speyr gegründete Johannesgemeinschaft ein, verlässt sie wieder und knüpft neuerliche Kontakte ohne tiefere Bindung zu geistlichen Bewegungen wie „Comunione e liberazione“ und dem Internationalen Schönstattwerk. Was blieb, war die intensive Auseinandersetzung mit Literatur, die er in zahlreichen Anmerkungen präzise kommentiert.

Im Jahr der Wende änderte sich sein Leben radikal: Seine Tochter wurde geboren. Da die Beziehung zur Mutter bereits beendet war, gab es keine partnerschaftliche Perspektive. Hartmann wollte Priester bleiben und kam seinen finanziellen Verpflichtungen über das geforderte Maß hinaus nach. Dennoch wurde er zum Amtsverzicht und zum Bistumswechsel aufgefordert. Sein Weg führte ihn über Bad Säckingen nach Wien, wo er von 1993 bis 1996 als Universitätsseelsorger wirkte, bevor er in Oberfranken (Kronach-Neuses, Theisenort, Oberhaid) wieder als Pfarrer tätig wurde.

Parallel dazu vertiefte er seine Studien und wurde 2008 in Eichstätt über die Mariologie Heinrich M. Kösters promoviert. Zehn Jahre später, inzwischen laisiert, heiratete er die Schriftstellerin Sandra Dorn – ein Schritt, den er als Beginn seiner glücklichsten Jahre beschreibt.

Hartmanns Grundanliegen ist keine billige Kirchenkritik eines Insiders, sondern ein menschlich bewegendes Plädoyer, die Verpflichtung zum Zölibat als notwendige Voraussetzung für das Priesteramt kritisch zu überdenken. Darüber hinaus zeichnet das Buch das Porträt einer zumindest im europäischen Raum immer seltener vorkommenden Spezies: der eines gelehrten Priesters, der aus Liebe zu den Menschen stets auf der Suche nach dem Wahren, Guten und Schönen, kurz: nach dem Antlitz Christi bleibt. Hartmanns Mosaik regen jedenfalls dazu an, der allgemeinen Bevormundung und „Verprollung“ (Dirk Schümer) zu widerstehen, neugierig zu sein und auf dem Weg des die Vernunft verlangenden Glaubens, Hoffens und Liebens voranzuschreiten. Die Lektüre lohnt sich.

Manfred Gerwing

Gregor Maria Hoff

Widersprüchliche Hinterlassenschaften
Das Zweite Vatikanische Konzil und seine ungelösten Probleme

Freiburg: Herder Verlag, 2025

216 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-451-02665-2

Ist das Zweite Vatikanische Konzil an allem schuld? Das mag man sich bei der Lektüre des vorliegenden Buches und mit Blick auf die Spannungen im gegenwärtigen Katholizismus bisweilen fragen. Etwas differenzierter, aber doch ähnlich gelagert ist die Ausgangsthese von Gregor Maria Hoff, Professor für Fundamentaltheologie in Salzburg: Bereits im Konzil wurden Meinungsverschiedenheiten zwischen seinen „Parteien“ und Spannungen zwischen seinen Konstitutionen, Dekreten und Erklärungen sichtbar, die sich in den Jahrzehnten danach bemerkbar machten und bis in die Gegenwart auswirken.

Hoff geht dieser These in 17 knappen Kapiteln nach, die jeweils von einem eigenen Problem ausgehen und dabei ein breites Spektrum an Themen und Konzilsdokumenten abschreiten. Unter anderem geht es um die Entwicklung des Konzils und der nachkonziliaren Kirche, aber auch um die Menschenwürde, die Ökumene, die Selbstsakralisierung der kirchlichen Autorität, das Verhältnis zum Judentum und den Umgang mit der Öffentlichkeit. In jedem Themenfeld benennt Hoff sehr zutreffend und scharf analysierend die Widersprüche, die sich in den Konzilstexten ebenso finden wie bei den Interpretatoren des Konzils und in der gegenwärtigen Kirche. Große, immer wiederkehrende Themenkomplexe betreffen die Definition und Entwicklung von Tradition, den Umgang mit der Geschichtlichkeit von Kirche und Theologie, die Strukturierung kirchlicher Lehrautorität zwischen Papsttum, Bischofsamt und *sensus fidelium*, sowie die Nähe oder Distanz zur „Moderne“ und den hier eingeforderten Freiheitsrechten. Völlig neue Erkenntnisse bringt das Buch



damit kaum, es bietet aber eine gute Zusammenschau der Widersprüche und Probleme. Hoff agiert dabei als Analytiker, der Problemlagen seziert und Desiderate benennt, er entwirft keine Lösungen.

Die Kürze der Kapitel und die Vielzahl der behandelten Themen zeitigt allerdings zwei Folgen: Erstens ist der Autor zu knapper Argumentation und voraussetzungsreichem Schreiben gezwungen, so dass solide Vorkenntnisse in der Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils und der kirchlichen Zeitgeschichte erforderlich sind, will man die Inhalte vollständig erfassen. Zweitens wirkt der Text gerade deswegen bisweilen etwas atemlos, weil sich der Autor nicht den Raum für ausführlichere Herleitungen und Begründungen nimmt. Eine Reihe von systematischen Absätzen dürften ohne Theologiestudium kaum gewinnbringend lesbar sein. Eine ruhigere Anlage des Buches hätte z.B. von den größeren Themenkomplexen „Tradition und Geschichtlichkeit“, „Lehrautorität und Ekklesiologie“ sowie „Freiheit in der Moderne“ ausgehen können, wäre dann aber wohl weniger gut verkäuflich.

Dass Hoff sich nicht auf das Gespräch mit der kirchlichen Zeitgeschichte einlässt, ist zu bedauern. Denn dies hätte helfen können, die gesellschaftlichen Kontexte und gedanklichen Hintergründe der Argumentationen auf dem Konzil präziser zu erfassen. So fällt unter den Tisch, dass sich manche innerkatholische Spannung bereits in den Nachkriegsjahren nachweisen lässt, nicht zuletzt hinsichtlich der Vorstellungen vom Priester; wo es um den Zusammenhang von Sakramentalisierung und Missbrauch geht, wäre eine solche Einordnung ebenfalls hilfreich gewesen. Eine historische Perspektivierung ließe aber auch die Sakralisierung des Konzils besser verstehen, die nicht zuletzt in der seit dem frühen Mittelalter weiterentwickelten Liturgie des Konzils gründet.

Sachlich ist zu vermerken, dass vor allem in Kap. 8 nicht klar zwischen der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramts und dem Jurisdiktionsprimat unterschieden wird, sowie dass die Aussage der *Nota explicativa praevia*, der Papst könne seine Vollmacht jederzeit frei ausüben, sich auch in LG 22 findet; damit erübrigt sich die Konstruktion eines übermäßigen Gegensatzes zwischen dem Text der Kirchenkonstitution und der *Nota* (95f.). Etwas schade ist, dass in den Anmerkungen fast ausschließlich auf deutschsprachige Literatur verwiesen wird, so dass u.a. wichtige Beiträge aus dem französisch- und englischsprachigen Bereich fehlen (z.B. von Joseph Famerée, Peter de Mey oder Massimo Faggioli).

Diese Monita sollen freilich vor allem zeigen, dass Hoffs Buch die kritische Lektüre braucht und wirklich verdient. Seine Problematisierung des Erbes des Zweiten Vatikanums ist lesens- und bedenkenswert – gerade für die Widmungsträger: „alle auf dem Synodalen Weg“. Wer die nötigen Grundlagen mitbringt, sollte sich zum Lesen einladen und zum Weiterdenken anregen lassen.

Bernward Schmidt

Andreas Merkt
Rund um den Tod
Wie der Tod christlich wurde

Regensburg: Schnell & Steiner Verlag, 2025

408 Seiten m. s-w Abb.

49,95 €

ISBN 978-37954-3811-1

Wie die griechisch-römische Welt christlich wurde, ist das zentrale Thema in „Rund um den Tod“ von Andreas Merkt. Dieser kirchengeschichtliche Beitrag untersucht drei Themenbereiche aus der Zeit der Spätantike: Zunächst wendet sich Merkt der Bestattungskultur, den Gräbern, ihren Inschriften, Friedhöfen und Friedhofsbesuchen zu. Er informiert über Katakomben, Totenfeiern und die jahrtausendealte Tradition der Mähler, Picknick am Grab. Mitunter wurde ausschweifend „viel gegessen, getrunken und gesungen, manchmal tanzten sogar Frauen auf den Gräbern – zum Leidwesen der Bischöfe“ (37), die dieses Treiben als gefährlich und heidnisch betrachtet haben sollen. Da die Gläubigen an Riten und den Friedhöfen als Ort praktizierten Glaubens festhielten, wurden zunehmend in der Nähe oder über Märtyrergräbern Basiliken und Kirchen errichtet: „Der Gott der Christen [...] vereinte [...] die Lebenden und die Toten.“ (41)

Das nächste Kapitel behandelt Jenseitsgeschichten, Totenorte und Erzählräume. Nachfolgend untersucht Merkt die Nekropolitik, das Verhältnis von Toten und Lebenden in ritueller, pastoraler und politischer Hinsicht. Dies half bei der Bewältigung des Verlusts durch Tod und gab der Trauer eine Form. Inwiefern wurde die Nekropolitik durch die zunehmende Verbreitung des Christentums verändert?



Den Rahmen dieses umfangreichen, hochwertig gebundenen Buches bilden exemplarisch die Beschreibungen der Erlebnisse und Gedanken Augustinus um das Jahr 380, in dem Kaiser Theodosius das Christentum zur Staatsreligion erklärte und damit die Grundlage für unsere europäische Kultur legte. Im Prolog wird von Augustinus und dessen sterbendem Freund berichtet. Zunächst hatte Augustinus Trost und Halt in der Astrologie, bei Philosophen und Stoikern gesucht, bis er sich schließlich taufen ließ. Im Epilog kann der Leser dann erfahren, ob Augustinus die Todesfälle weiterer Freunde und seiner Mutter als Christ anders erfahren hat: Viva Vita. Zwischen diesen beiden Polen spannt sich ein weiter Bogen, der in vielseitigen Facetten der Frage nachgeht, inwiefern sich der Umgang mit Sterben, Tod, Trauer verändert hat.

Unabhängig von den Reihenfolgen der Abschnitte und Kapitel kann sich der Leser über heidnische und christliche Grabinschriften informieren, über Vorstellungen vom Jenseits, dem heidnischen, jüdischen und christlichen Paradies, dem Elysium oder mitunter auch, bezugnehmend auf das Alte Testament „Abrahams Schoß“ genannt, dem Ort liebevoller Geborgenheit. Wie waren die Vorstellungen darüber, was mit dem Körper und der Seele nach dem Tod geschieht, und wie die Hoffnung auf einen von Engeln begleiteten Weg in den Himmel und auf die Auferstehung? Welche Vorstellung vom Hades, dem Reich der Unterwelt prägte die Menschen, die sich vor Hölle und Fegefeuer fürchteten? Und wie vollzog sich schließlich der Wandel vom Polytheismus mit seinen vielfältigen Heiligtümern zum monotheistischen Christentum mit seinen Kirchen, geschildert etwa auf einem virtuellen Gang mit fiktiven Apostel-Go-Spielern durch das alte Rom?

Aufgrund der Fülle an Informationen und der detailreichen Vielfalt an Themen ist „Rund um den Tod“ nicht nur ein Fachbuch, sondern zudem ein Lexikon. Ein umfangreiches, fast 40-seitiges Literaturverzeichnis samt Register vervollkommnet dieses sprachlich ausgezeichnete Werk.

„Rund um den Tod“ kann als Ergänzung vorhandenen Wissens verstanden werden, aber auch als Einstieg in die Thanatologie und Sepulchralkultur. An dieser Stelle sei dem Interessenten das Museum für Sepulchralkultur in Kassel mit regelmäßigen Veranstaltungen und zahlreichen Veröffentlichungen ans Herz gelegt nebst weiterführenden Schriften etwa von Norbert Fischer, Barbara Happe oder Reiner Sörries.

Wiebke Sophie Nissen

Johann Hinrich Claussen

Gottes Bilder

Eine Geschichte der christlichen Kunst

München: C.H. Beck Verlag, 2024

318 Seiten m. s-w u. farb. Abb.

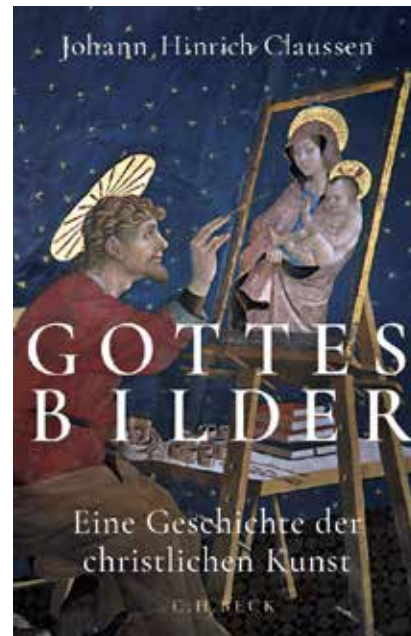
32,00 €

ISBN 978-3-406-82216-2

„Gottes Bilder“ ist keine bildtheologische Monografie, sondern richtet sich in erster Linie an Personen, die an einer Erschließung der ihnen mehr oder weniger vertrauten christlichen Bilderwelt interessiert sind. Mit den ausgewählten 72 Bildwerken setzt Johann Hinrich Claussen, seit 2006 Kulturbeauftragter der EKD, einen ganz eigenen Akzent.

Er inszeniert seine „Geschichte der christlichen Kunst“ als Gang durch zwölf „Säle“, die chronologisch angeordnet sind und sich unabhängig voneinander besuchen lassen. Das ist möglich, weil der Verfasser „keine universale These über den Sinn und den Zweck christlicher Bildwerke“ (16) entwickelt, wohl aber einige Leitgedanken verfolgt. So stellt er heraus, dass die meisten besprochenen Werke zur Zeit ihrer Entstehung nicht als „Kunst“ verstanden wurden, sondern als Produkte von Kunsthandwerkern dem kirchlichen oder dem persönlichen Gebrauch dienten.

Der erste Saal führt ins antike Israel, das, wie seine Nachbarvölker, männliche wie weibliche Gottheiten verehrte. Mit dem babylonischen Exil und dem Auftreten des Propheten (Deutero)Jesaja – „einem der ersten Kult- und Bildkritiker der Weltgeschichte“ (29) – wird das Bilderverbot auf den Weg gebracht und gewinnt über das Rabbinentum auch für Christentum und Islam große Bedeutung. – Dessen Sinn entfaltet Claussen in zwei Schritten: Menschen verlangen nach Bildern für ihren Gottesglauben – und müssen diese wieder zerstören, damit das selbstgemachte Bild nicht an die Stelle des Abgebildeten tritt. Darüber hinaus hat das Bilderverbot einen ästhetischen Sinn, nötigt es doch „zu



erfinderischen Umwegen und neuen ästhetischen Schöpfungen“ (32). Beide Gedanken führen zur „monotheistischen Einsicht“ (17) in die unauflösbare Spannung von „Bildkreation und Bildkritik“ (19).

Die nächsten drei Säle befassen sich mit dem frühen Christentum. In den römischen Katakomben wird mit der Darstellung des guten Hirten eine gebräuchliche symbolische Darstellung aufgegriffen. Das älteste Bild eines Gekreuzigten befindet sich auf einem aus Syrien oder Ägypten stammenden Amulett des 2./3. Jh.; das ähnlich alte Alexamenos-Graffito belegt, dass in Rom Kreuzesdarstellungen bekannt gewesen sein müssen, weil sonst der Spott unverständlich geblieben wäre. – Von besonderem Interesse sind die Ausflüge nach Oberägypten, wo sich in der Kirche des Roten Klosters großflächige

Wandmalereien aus dem 6./7. Jh. befinden, und nach Äthiopien, wo illustrierte Evangelienbücher aus dem 4. bis 7. Jh. erhalten sind. – In Byzanz, der „Leitkultur der damaligen Welt“ (93), waren Ikonen hochbedeutsam. Mit Bezug auf neuere Untersuchungen vertritt der Autor die Auffassung, dass es wahrscheinlich zu keinem systematischen Ikonoklasmus kam, vielmehr die Debatte um die (nicht von Menschenhand geschaffenen) Ikonen erst Bilderkult und -theologie haben entstehen lassen. Die Geschichte des Ikonoklasmus beginnt erst mit der Reformation.

Um die Entstehung und Entwicklung der Bildhauerkunst des westeuropäischen Mittelalters darzustellen, führt Saal 5 nach Conques mit der wundertätigen Reliquienstatue der hl. Fides und dem bedrohlichen Gerichtstympanon der Abteikirche (Romanik), dann in den Naumburger Dom, dessen Westlettner einen leidenden Gekreuzigten zeigt (Gothik). – Die Säle 6 und 7 gelten der Renaissance. Ihre frühe Phase stellt der Verfasser an den Fresken von Giotto, Masaccio und Fra Angelico vor. Botticelli und Raffael stehen exemplarisch für die Malerei der Hochrenaissance und ihre Inszenierung der Schönheit als religiöses Erlebnis. Jenseits der Alpen setzt Grünewalds hyperrealistische Kreuzigung einen ganz anderen Akzent, den moderne Künstler wie Dix oder Bacon aufgriffen.

In der engen Verbindung von Text und Bild auf Grafiken der Reformationszeit sieht Claussen „den originären Beitrag des Protestantismus zur christlichen Bildgeschichte“ (179), der aber mit einer didaktischen Abwertung des Bildes zur Illustration theologischer Lehren wie etwa der von „Gesetz und Gnade“ einhergeht (Saal 8). – Den barocken Bildern der Gegenreform, die auf „Überwältigung“ setzen und deren hohes ästhetisches wie theologisches Niveau der Verfasser lobt, hatte „der Protestantismus wenig Vergleichbares entgegenzusetzen“ (188) (Saal 9).

Die „Sehnsuchtsbilder der Romantik“ suchen nach einer neuartigen Bildsprache. Am Beispiel von P.O. Runges Zeiten-Zyklus zeigt sich ein „Grundproblem vieler avantgardistischer Kunstwerke“ (227): Weil sie mit der traditionellen Ikonografie brechen, sind sie zunächst unverständlich und müssen erläutert werden. Mit C.D. Friedrich wird die Landschaft zu einem zentralen Thema christlicher Kunst (Saal 10).

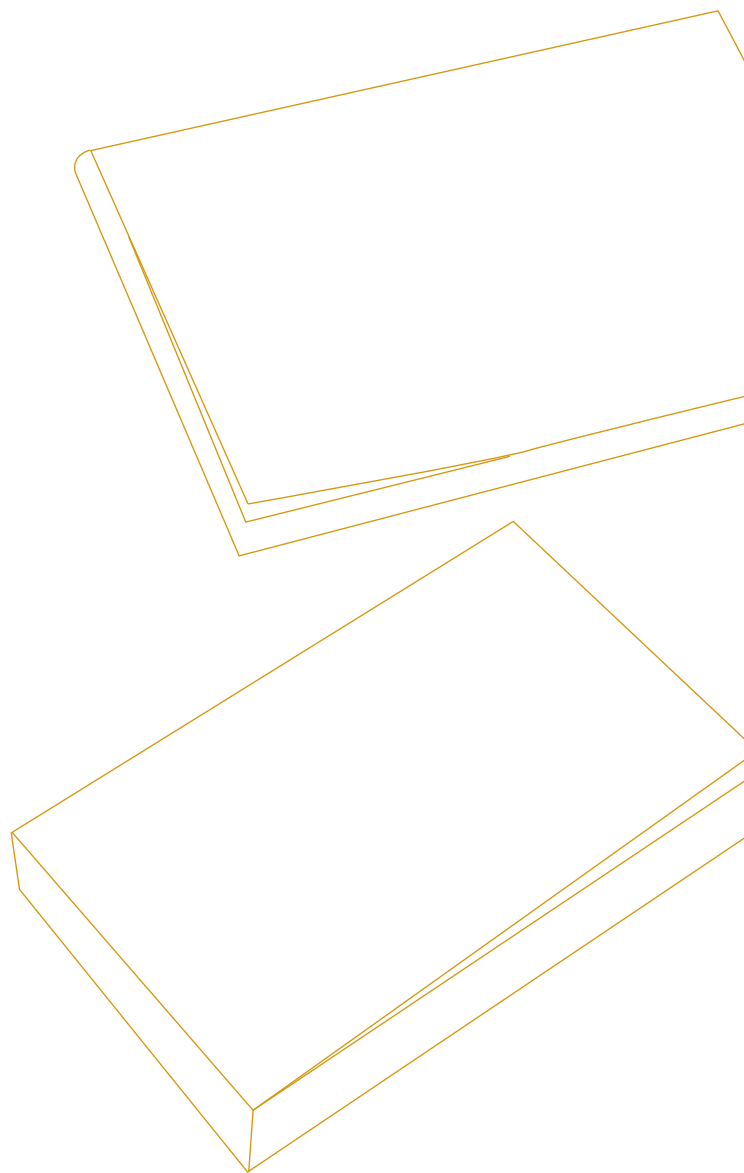
Der 11. Saal ist modernen Erbauungsbildern gewidmet. Der Protestant Claussen deutet die Herz-Jesu-Frömmigkeit als Ausdruck einer „Intimisierung des Glaubens“ (246). Mit dem Herzen Jesu rückt die Liebe in das Zentrum des Glaubens. Das Jesusbild wird „weich und weiblich“ (249), fast schon genderfluid wie auf dem in nicht wenigen Kirchen zu sehenden „Gnadenbild vom barmherzigen Jesus“ (1943/44).

Der letzte Saal dreht sich um „Christliche Kunst in der Moderne“. Von besonderem Interesse sind die Werke weniger bekannter Künstlerinnen wie die Bibel-Quilts der afroamerikanischen Volkskünstlerin Harriet Powers (1837-1910) oder die ungewöhnlichen Marienbilder der portugiesischen Künstlerin Paula Rego (1935-2022).

Um sich in einer säkularen Umgebung darstellen zu können, sollte das Christentum auf „Grenzgängerinnen und Grenzgänger“ (291) achten, deren Werk offen für Religiöses ist. Diesem Plädoyer kann sich der Rezensent, den die originelle Bildauswahl beeindruckt und dem die präzisen Bildbeschreibungen gefallen haben, voll anschließen. Aus katholischer Perspektive ist lediglich zu bedauern, dass Claussen Bildtheologen wie Alex Stock und François Bœspflug, die über das Verhältnis der Medien Text und Bild gearbeitet haben, nicht berücksichtigt hat. Diese Anmerkung relativiert keineswegs die Empfehlung, sich von diesem kenntnisreichen und verständlich geschriebenen Buch als „Reiseverführer“ zu „Gottes Bilder(n)“ begleiten zu lassen.

Thomas Menges

*Abdruck mit freundlicher Genehmigung aus:
Theologie der Gegenwart 2(2025).*



Hans Georg Wehrens
**Die Kreuzigungsdarstellungen
im ersten Jahrtausend mit einer Ikonografie der
Kreuzsymbole**

Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2024
157 Seiten mit farbigen Abbildungen
24,95 €
ISBN 978-3-7319-1365-8

Der pensionierte Freiburger Jurist Hans Georg Wehrens begibt sich erneut auf das spannende Feld der christlichen Ikonografie und Kunstgeschichte – diesmal mit einem Buch über Kreuzigungsdarstellungen im ersten Jahrtausend. Als Autodidakt hat er sich bereits intensiv mit der Geschichte seiner alemannischen Heimat und der frühchristlichen Baukunst Italiens, insbesondere Roms, beschäftigt.

Das neue Werk knüpft an diese bisherigen Forschungsfelder an und widmet sich einem zentralen Thema der frühen christlichen Kunst: der Kreuzigung. Wehrens stellt die ausgewählten Objekte in einem streng chronologischen, gattungsübergreifenden Katalog vor. Das Inhaltsverzeichnis teilt das Buch grob in Spätantike und Frühmittelalter. Auffällig ist, dass sich ikonografisch kein harter Bruch zwischen den Epochen zeigt; vielmehr überwiegen regionale Stilunterschiede innerhalb Europas.

Viele der Objekte befinden sich heute nicht mehr an ihrem Ursprungsort. Wehrens gibt in diesen Fällen die aktuellen Standorte der Werke an. Abgesehen von wenigen in situ erhaltenen Darstellungen sind die meisten Kreuzigungen in großen Bibliotheken und Museen Europas und Nordamerikas zu finden. Das Buch bietet so einen wertvollen Überblick über die Entstehung und Entwicklung einer Bildtradition, die die christlich geprägte Welt bis weit ins zweite Jahrtausend beeinflusste. Für alle, die nicht reisen können, ersetzt die Publikation fast schon eine Ausstellung, die sich sonst vieler Reproduktionen bedienen müsste.



Die Abbildungen sind nicht immer von höchster Qualität, erfüllen aber ihren Zweck, die Textinhalte zu illustrieren. Zahlreiche Fußnoten und Hinweise auf weiterführende Literatur am Ende ermöglichen es, einzelne Aspekte oder Werke gezielt zu vertiefen.

Ein kleiner Wermutstropfen: Hochmittelalterliche Kreuzesdarstellungen aus Monumentalskulptur und Schatzkunst fehlen. Werke wie das Enghausener Kreuz, das Mirakelkreuz aus Espe oder das berühmte Gerokreuz im Kölner Dom hätten die Darstellungspalette ergänzt und den Schwerpunkt auf Buchmalerei und Kunsthandwerk relativiert. Auch bedeutende ottonische Schätze wie das Servatiuskreuz aus Maastricht oder das Otto-Mathilden-Kreuz aus Essen hätten die Übersicht sinnvoll erweitert. Besonders Kreuzfixe, deren Datierung vor oder nach dem ersten Jahrtausend in der Forschung umstritten ist, hätten hier einen guten Platz gefunden. Dies gerade vor dem Hintergrund, dass das letzte im Buch gelistete Beispiel auf 1070 datiert.

Ein anschauliches Glossar am Ende erklärt fachspezifische Begriffe, ohne den Leser zu überfordern. Zu Beginn des Buches findet sich zudem eine Übersicht über die verschiedenen Kreuzsymbole, die das Verständnis erleichtert. Abgeschlossen wird die Publikation durch eine ausführliche Liste weiterführender Literatur. So ist das Buch sowohl für Fachleute als auch für interessierte Laien gut lesbar: übersichtlich, informativ und durch den lexikalischen Teil besonders zugänglich.

Dominik Müller

Theo Sundermeier
Hoffnung für Leidende
Die Botschaft des Isenheimer Altars

Stuttgart: Radius Verlag, 2024

59 Seiten m. farb. Abb.

20,00 €

ISBN 978-3-87173-602-5

Ein Forschungsschwerpunkt des emeritierten evangelischen Professors für Theologie der Religionen sind Kulte und Riten zu Heil und Heilung des Menschen. In sieben kleinen Kapiteln stellt er dem Leser, neben dem Maler, Matthias Grünewald, den Auftraggeber des Isenheimer Altars und den Zweck der Altarstiftung vor, nämlich den – durch von Getreide kaum zu unterscheidenden Mutterkorn vergifteten – Sterbenskranken mit ihren pestartig gezeichneten Körpern den menschengewordenen, gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus zu zeigen, der ihre Krankheiten getragen hat und sie in ihren Leiden tragen wird.

Dazu präsentiert Theo Sundermeier in großformatigen Tafeln den jeweils zu besprechenden Teil des Altars und führt den Leser konzentriert durch die Gesamtkomposition, um dann im Text durch kleine Bilder Details hervorzuheben, die den Leser staunen lassen, wie ihm im Bild das Evangelium mit seinen alttestamentlichen Bezügen sinnlich und emotional verkündet wird. Sundermeier gibt im Vorwort an, dass ihn die Farbenpracht des restaurierten Altars zu diesem kleinen Band inspiriert habe. Umso verwunderlich ist es, dass der Verlag ein Bildmaterial verwendet, das wie von einer beigen Patina überzogen ist; die kleinen in den Text eingestreuten Bildausschnitte weisen stellenweise eine Unschärfe aus. Der Leser muss im Internet anderes Bildmaterial aufrufen, um an dem Seheindruck teilzuhaben, von dem der Autor so gefesselt war.



Schlüssel des theologischen Verständnisses des Altarretabels ist Sundermeier die Kreuzestheologie Martin Luthers als Essenz des christlichen Glaubens. Dem mit seinem Glauben vertrauten Christen ist dieser Band eine wertvolle Hilfe, das Bild, im wahrsten Sinne des Wortes, zu lesen und die ohne Sehhilfe überangenen Subtexte zu erkennen. Interessant wäre es auch gewesen, wenn Sundermeier als Professor, der mit vielen Religionen und deren Bildwelten sich beschäftigt, einen dem christlichen Glauben fremden Leser in den Blick genommen hätte. Unter Umständen wäre das Anstößige, in einem Gekreuzigten Heil zu suchen und von ihm Heilung zu erfliehen, noch anstößiger geraten, und damit näher beim Bild gewesen.

Stefan Scholz

Martin Kirves

Albrecht Dürers Selbstporträt im Pelzrock Eine gemalte Bildphilosophie

Petersberg: Michael Imhof Verlag. 2025

96 Seiten m. farb. Abb.

12,50 €

ISBN 978-3-7319-1570-6

Wer kennt es nicht: Albrecht Dürers auf das Jahr 1500 datierte „Selbstbildnis im Pelzrock“? Mit dem an der Schwelle zur Neuzeit entstandenen Ölgemälde – sicherlich eine „Ikone der Renaissance“ (Martin Kirves) – verbinden sich etliche Fragen.

Offensichtlich hat Dürer (1471-1528) von sich eine repräsentative Darstellung geschaffen: Er zeigt sich „im Pelzrock“ – in der Robe des Hohen Rates der Stadt Nürnberg, in den er aber erst 1509 gewählt wurde. Ist sein Selbstporträt dann nicht Ausdruck einer Anmaßung? Oder hat es der Maler zurückdatiert?

Würde es sich um kein „Selbstbildnis“ handeln, sähe man in dem Mann mit segnender rechter Hand aufgrund unseres Bildgedächtnisses Jesus Christus. Dürer stellt sich in der Pose Christi dar. Muss eine solche Selbstinszenierung nicht als Hybris kritisiert werden?

Das „Selbstbildnis im Pelzrock“ ist das letzte in einer Reihe beeindruckender gezeichneter oder gemalter autonomer Selbstporträts, in denen der Künstler sich mit der eigenen Identität auseinandersetzt. Warum gibt es kein weiteres, zumal Dürers Karriere wenig später Fahrt aufnahm?

Die Malerei ist von außerordentlicher Qualität: Haut, Haare und Fell sind von einer geradezu fotorealistischen Genauigkeit. Uns scheint kein gemaltes Abbild, sondern eine reale Person gegenüberzutreten. Deshalb fragt sich: Warum fand dieses „Selbstbildnis“ in zeitgenössischen Quellen keine Erwähnung? Warum hat Dürer so viel Mühe und Zeit für ein ohne Entlohnung angefertigtes Bild aufwendet? Es hing in seinem Haus, nach seinem Tod im Nürnberger Rathaus und gelangte 1905 nach München.



Im „Selbstbildnis“ hat sich der Künstler nicht in der üblichen Dreiviertelansicht dargestellt, sondern tritt in strenger Frontalität aus einem dunklen Nichts hervor. Mit unbewegtem Gesicht blickt der Porträtierte den Betrachter überaus eindringlich an. Bei denjenigen, die bereit sind, sich diesem Blick auszusetzen, evoziert es Fragen: Werde ich durch diesen Blick nicht selbst in den Blick genommen? Wer ist es, der mich da anschaut?

Nun hat das Fehlen zeitgenössischer Quellen zu vielerlei Interpretationen angeregt. In der vorliegenden Monografie trifft der Kunstgeschichtler Martin Kirves zwei Vorentscheidungen: Zum einem nimmt er Dürers Anspruch, „eine bildlich formulierte Antwort nach sich selbst geschaffen zu haben“ (19), ernst; zum anderen sieht er in dem suggestiven Blick den wesentlichen „Bildgehalt“ (11).

Auf der Höhe der Augen – und damit des menschlichen Geistes – ist auf schwarzem Hintergrund in goldener Schrift rechts die Zahl 1500 und darunter das Dürer-Monogramm AD zu sehen. Auf der linken Seite steht: „Albertus Durerus Noricum / ipsum me propriis sic effin / gebam coloribus aetatis / anno XXVIII.“ Der Verfasser überträgt „So schuf ich, Albrecht Dürer aus Nürnberg, mich selbst mit angemessenen Farben im Alter von 28 Jahren“ (48) und betont: Dürer verwendet nicht die Formulierung „fecit“ (hat gemacht), sondern schreibt „effin“ – und unterstreicht damit, dass er sich selbst geschaffen hat. Der Maler ist somit ein Schöpfer: Dürer war davon überzeugt, dass die Gabe der künstlerischen Schöpfung eine Gabe Gottes ist, mit der der Künstler an der göttlichen Schöpferkraft Anteil hat. Hinzu kommt: Der aus sich selbst heraus schöpferische Maler präsentiert sich als Jesus Christus, wobei er den Segensgestus aus Christusikonen übernommen hat (und bis auf die Augenfarbe dem damals als authentisch geltenden Lentulus-Brief folgt). Auf diesem Hintergrund stellt sich die Frage: Muss das „Selbstbildnis im Pelzrock“ nicht als ein bildgewordenes Renaissance-Manifest wahrgenommen werden, das den Menschen ins Zentrum stellt und das Göttliche in den Hintergrund rückt?

Aber: Das Bild des 27-Jährigen verquickt Selbstporträt und Christusgestalt – wobei Kirves davon überzeugt ist, dass dem Künstler das Gemälde von 1500 ebenso wie die früheren als ein „Mittel zur Selbsterkenntnis“ (57) diene. Worin liegt die Besonderheit des „Selbstbildnisses im Pelzrock“? Bei der Beantwortung der Frage ist ein faszinierendes, leicht zu übersehendes Detail von Bedeutung: In der Iris des rechten Auges spiegelt sich ein Kreuz vor hellem Licht! Handelt es sich bloß um eine Spiegelung des Raumes, in dem sich die Person Albrecht Dürer/Jesus Christus befindet? Der Verfasser legt eine symbolische Leseart nahe: „Dürer sieht durch das Kreuz hindurch ins Licht“ (62) – auf Jesus Christus. Dann freilich ist dieses Selbstporträt ein „Bekennnisbild“ (68): Es ist bildgewordener Ausdruck für Dürers religiöse Erkenntnis, „Christus in sich selbst zu entfalten“, um „dadurch ganz er selbst zu werden“ (68). Christus in sich selbst zu entfalten ist eine unabschließbare Lebensaufgabe: Sie wird auf dem „Selbstbildnis im Pelzrock“ auf eine Weise anschaulich, dass es keines weiteren Selbstporträts bedurfte; es verblieb im eigenen Haus, um seinen Erschaffer daran zu erinnern.

Dürer blickt, so die bisherige Interpretation, auf Jesus Christus. Wenn nun ein Betrachter in die Augen Dürers blickt, dann schaut ihm durch dessen Blick Jesus Christus an. Darin mag der tiefere Grund für die Suggestivität des Blicks liegen, der bei uns Betrachtern den Eindruck hervorruft, durchschaut (9) – und letztlich angenommen (80f) – zu werden. In diesem doppelten Blick erkennt der Verfasser den eigentlichen Bildgehalt.

In das „Selbstbildnis“ lässt sich ein Kreuz einzeichnen: Auf der Höhe der Augen und durch die Schrift hindurch lässt sich eine waagerechte Linie, vom Haarwirbel über die Nase durch den Mund zur segnenden Hand eine senkrechte Linie ziehen (69). In Albrecht Dürer erkennen wir Jesus Christus und in Jesus Christus erkennen wir Albrecht Dürer. In der Welt das Sakrale, das Sakrale in der Welt zu erkennen ist neu – weshalb Kirves im „Selbstporträt im Pelzrock“ eine „Ikone der Renaissance“ (83) erkennt.

Der ausgezeichnet bebilderte Band ermöglicht es, die aufschlussreichen Bildbetrachtungen nachzuvollziehen und dem Gedankengang zu folgen. Die eingängige Aufmachung und der günstige Preis legen nahe, dass sich die Monografie in erster Linie nicht an Kunsthistoriker, sondern an ein interessiertes Publikum wendet. Deshalb hätte sich der Rezensent an einigen Stellen einfachere Formulierungen gewünscht und eine nähere Begründung für den Rückgriff auf den Theologen Nikolaus Kues. Dieses Buch mag im Kreis von Dürer-Spezialisten kontrovers diskutiert werden, für den kunstgeschichtlichen und theologischen Laien indes gibt es viel zu entdecken und zu bedenken.

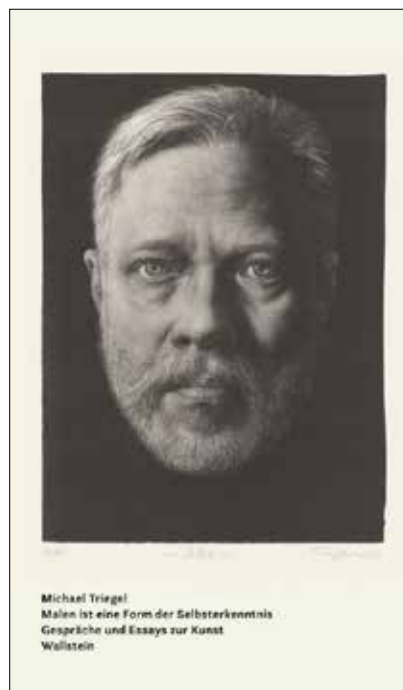
Thomas Menges

Michael Triegel
Malen ist eine Form der Selbsterkenntnis
Gespräche und Essays zur Kunst
Herausgegeben von Matthias Bormuth

Göttingen: Wallstein Verlag. 2025
231 Seiten und s-w sowie farb. Abb.
32,00 €
ISBN 978-3-8353-5746-4

Das Portrait von Papst Benedikt XVI. (2010) hat Michael Triegel zu einem bekannten Maler gemacht. Zugleich wurden kritische Fragen gestellt: Kann man heute noch malen wie die Alten Meister? Sind heute noch Motive aus Antike und Christentum relevant? Seine Antwort, ein doppeltes Ja, begründet der belebte und reflektierte Künstler in dem vorliegenden Buch. Darin hat der Herausgeber Matthias Bormuth, Professor für Vergleichende Ideengeschichte, verstreut veröffentlichte und einige noch unveröffentlichte Beiträge zusammengestellt. Gerahmt wird der Band durch zwei Aufsätze, in denen sich Bormuth aus biographischer (11-17) und kulturgeschichtlicher Perspektive (203-225) mit dem umfangreichen Werk Triegels befasst. Aufschlussreich sind die beiden ausführlichen Gespräche zwischen Herausgeber und Künstler (21-58, 59-78), die schon die Lektüre lohnen. Den Hauptteil bilden sechzehn zwischen 2004 und 2024 entstandene, gut lesbare Texte Triegels, in denen er sich zu etlichen Bildern äußert und einen Einblick in seine Bild- und Gedankenwelt gibt (81-200). Am Ende des Bandes sind dankenswerterweise die in den Texten angesprochenen Bilder abgedruckt – leider unpaginiert und ohne eine erkennbare Anordnung, was die Bildersuche erschwert.

Michael Triegel wird am 13.12.1968 in Erfurt geboren. Das Einzelkind, das gerne zeichnet, wächst mit Musik und Literatur auf, die ihm in der DDR einen geistigen Freiraum ermöglichen. Ein Besuch der „Gemäldegalerie Alte Meister“ in Dresden wird für den 14-Jährigen zur „Offenbarung“ (32). Fortan sind ihm Raphael und Dürer Leitbilder – und wecken sein Interesse an den veranschaulichten Inhalten. Nach dem Dienst in der NVA begibt sich Triegel 1990 auf Italienreise, wo ihn, den Ungläubigen, in der Barockkirche II Gesù das Gefühl ergreift, niederknien zu



müssen – und wieder die Frage nach der Einheit von Form und Inhalt aufwirft. Weil er die Fertigkeiten für gegenständliche Malerei erwerben möchte, studiert er an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig bei Arno Rink und Ulrich Hachulla. Sein erstes nach eigenen Maßstäben geglücktes Gemälde trägt den Titel „Abendmahl“ (1974) und zeigt mit unverkennbarem Bezug auf Leonardo da Vincis berühmtes Wandgemälde (1494-97) an einem langen Tisch einen von seinen Jüngern verlassenem, zudem gesichtslosen Jesus.

Triegel, der sich seit seinem Abitur mit Friedrich Nietzsche befasst, vertritt längere Zeit auf dessen Linie eine Kunstreligion, von der er erst mit seiner Taufe 2014 abbrückt. Kein herbeigewünschtes „Damaskus-Erlebnis“, vielmehr Exerzitien, Bibellektüre und Gespräche sind vorausgegangen. Der Getaufte spricht von einem „Wendepunkt“ (48), der keineswegs seine Fragen und Zweifel beseitigt habe. Mit Blick auf das Verhältnis von Form und Inhalt kommt er zu der Überzeugung, dass die – von ihm auf Gemälden Alter Meister so bewunderte – Form als „Mittel“ (100) zum Transport von Inhalten und Ideen dient. Dabei geht es um Inhalte, die den Künstler übersteigen: Es geht um die Verehrung Gottes. Und

wenn heutige Gläubige vor einem von ihm gemalten Altar Gottesdienst feiern, gilt das Gebet keineswegs der künstlerischen Qualität der Darstellung, sondern dem darauf Dargestellten. Religiöse Kunst ist nicht für einen White Cube entstanden; sie erfüllt im Raum der Kirche eine Funktion – und ist gerade deshalb, so Triegels Überzeugung, lebendig geblieben.

Triegel will keinen Bruch mit der malerischen Tradition – weder im Inhalt noch in der Form, die er mit seiner altmeisterlichen Malerei fortführt. Im Mythos mit seinen archetypischen Figuren wie Orpheus, Sisyphus, Ariadne oder Medea sowie im Christentum mit der Person Jesus manifestiert sich die *Conditio humana* in der Spannung zwischen radikaler Endlichkeit und Hoffnung auf Erlösung. In Werken der Renaissance und des Manierismus sucht und entdeckt der Maler Überraschendes: So sind beispielsweise die Bilder Caravaggios mit ihren Uneindeutigkeiten in einer Zeit großer Verunsicherung entstanden und kommen uns nahe, weil wir darin unsere heutigen Unsicherheiten wie in einem Spiegel aufspüren können. – Triegel nutzt das überlieferte Formenvokabular und verknüpft es mit modernen Fragestellungen: Er betreibt eine *Ars combinatoria*, die Altes und Neues auf eine Weise kombiniert, dass der Blick des Betrachters irritiert wird – und damit genau das leistet, was moderne Kunst befördern will.

Schränkt malerische Akkuratess nicht die künstlerische Freiheit ein? Nein, denn, so Triegel, wie ein Musiker sein Instrument oder ein Dichter die Sprache muss ein Maler sein Handwerk beherrschen; dazu muss er es erlernen und beständig üben. Dann erst verfügt er über die Freiheit, eine Idee auf die Leinwand zu bringen (71) – und muss nicht lange überlegen, wie etwa eine Nase zu malen ist (49). – Schränken nicht kirchliche Aufträge die künstlerische Freiheit ein? Selbstverständlich sind im Fall eines Altars der Standort und das Thema vorgegeben; doch übernimmt Triegel nach eigenen Aussagen nur dann einen Auftrag, wenn er ihn sich zu eigen machen (188) und zu eigenen Bildlösungen finden (55) kann. Er nimmt sich die Freiheit, sich „bewusst in den Dienst“ (187) der Kirche zu stellen.

Mit Blick auf das allgegenwärtige Leid wurde Triegel die Schönheit seiner Bilder vorgehalten. Dem hält er entgegen, dass sich nicht nur Schreckliches, sondern auch Schönes in unserer Welt findet und deshalb nicht aus der Kunst verbannt werden sollte. Darüber hinaus liege in der Schönheit ein „utopisches Moment“, nämlich „die Ahnung einer besseren Welt, die uns anzieht“ (62). So lassen sich auf einem Bild der Passion Jesu, die ja ein Symbol für Leid und Tod schlechthin ist, Hinweise auf die noch ausstehende Auferstehung finden.

Bilder malt Triegel zunächst für sich selbst. In ihnen bannt er seine Ängste und Sehnsüchte (weshalb ihnen „etwas Apotropäisches“ (23) eigen ist), in ihnen spiegeln sich sein Glaube und sein Zweifel. Triegels Bilder sind Objektivationen seiner ganz eigenen Welt-Anschauung und das „Malen ist eine Form der Selbsterkenntnis“ (45). Zugleich sind die Bilder ein „Schutzschild“ (23), eine ästhetisch gestaltete Maske, hinter der sich die Persönlichkeit des Malers verbirgt. Er hofft auf Betrachter, die sich von der „schönen Oberfläche“ angezogen fühlen und genauer hinsehen, um sich darin wiederzuerkennen und mit den Eindrücken Anderer ins Gespräch zu kommen. Sein Ratschlag „vertrauen Sie Ihrem eigenen Blick und misstrauen Sie dem Schein schöner Oberfläche“ (109) kann, weil Triegels Bilder keineswegs eindeutig sind, zu ganz unterschiedlichen Interpretationen führen. Triegels Bilder erfreuen das Auge und geben zu denken – wobei allerdings kultur- und kunstgeschichtliche Kenntnis vorausgesetzt sind.

Triegel hat auch Grafiken geschaffen. Auf dem Cover des Buches ist die Schablithografie „Selbst“ (2022) abgebildet. Es zeigt auf schwarzem Hintergrund nur den Kopf des Künstlers, dessen Augen den Betrachter eindringlich anblicken. Die Grafik referiert auf Dürers berühmtes „Selbstbildnis mit Pelzrock“ (1500), auf dem sich der Maler in Christuspose präsentiert. Dieser offensichtliche Bezug auf Dürer zeugt zum einen von Triegels künstlerischem Selbstbewusstsein und zum anderen zeigt es einen Künstler, der als Fragender den (Blick-)Kontakt zu den Betrachtern – zu uns ebenso fragenden und suchenden Zeitgenossen – sucht. Dieses Buch stimmt darauf ein.

Thomas Menges

Isabelle Dolezalek (Hg.)

Fenster für bewegtes Licht //

Window for moving light

Olafur Eliassons Ostfenster im Greifswalder Dom

// Olafur Eliasson's east windows in Greifswald cathedral

Regensburg: Schnell & Steiner Verlag, 2024

152 Seiten m. farb. Abb.

20,00 €

ISBN: 978-3-7954-3864-7

Am 7. April 2024 wurden im Chor des Greifswalder Doms St. Nikolai neue Fenster eingeweiht; am 5. September wurde der 250. Geburtstag des in Greifswald geborenen Malers, Grafikers und Zeichners Caspar David Friedrich gefeiert. Welcher Zusammenhang besteht zwischen beiden Ereignissen?

Eine erste biografische Verbindung besteht darin, dass Friedrich 1774 in St. Nikolai getauft wurde; er wurde zu dem romantischen Künstler schlechthin. – Für ihre Kirche initiierte die Domgemeinde das Projekt „Dom romantisch“, das einen Ersatz der weißen Kirchenfenster des Chors durch eine farbige Verglasung anstrebte. Um dieses Projekt einordnen zu können, ist ein kurzer Rückblick auf die Baugeschichte erforderlich.

Um 1370/80 entstand im Stil der Backsteingotik die später erweiterte und umgebaute dreischiffige Basilika. Im Ostchor befinden sich drei hohe Lanzettfenster, wobei das mittlere aus vier und die seitlichen aus zwei Bahnen bestehen und oben jeweils durch ein Rundfenster abgeschlossen werden. Zwischen 1824 und 1833 wurde der Dom im Geist der Romantik umgestaltet. Im Osten wurde ein achteiliger Binnenchor aus Holz mit reich verzierten (neo-)gotischen Wimpergen und milchig verglasten Rosettenfenstern eingefügt. Der Plan farbiger Kirchenfenster, deren Licht durch die Rosettenfenster des Binnenchors ins Kircheninnere dringen würde, konnte nicht verwirklicht werden. Die schadhaft gewordenen farbigen Kirchenfenster von 1879 wurden in den 1980er Jahren durch eine Weißverglasung ersetzt.



2019 wandte sich „Dom romantisch“ an den dänisch-isländischen Künstler Olafur Eliasson (*1967), dessen Arbeiten, darunter spektakuläre Installationen mit Licht, internationale Aufmerksamkeit fanden. Sein Entwurf für die Neugestaltung der Ostfenster wurde angenommen und die farbigen Fenster pünktlich zum 250. Geburtstag Friedrichs zum Jahreswechsel 2023/24 eingebaut. Es sind Eliassons erste Kirchenfenster – also „Künstlerfenster“, die sich aber von denen etwa eines Gerhard Richter oder Markus Lüpertz signifikant unterscheiden.

Die in die gotischen Fensteröffnungen eingesetzten Glasscheiben greifen vertraute geometrische Formen auf und variieren sie: Die „Rauten und Quadrate im unteren Bereich“ entwickeln sich „hin zu sich überlagernden, größer werdenden Kreisen im oberen Bereich. ... Während mein [d.h. Eliassons] Entwurf traditionellen, universellen Formen verpflichtet bleibt, ist die geometrische Gesamtkomposition zeitgemäß und dynamisch.“ (18) Noch in einer anderen Hinsicht bleibt Eliassons Arbeit der Tradition verbunden: Die Scheiben wurden aus mundgeblasenem Echtantikglas von der Glashütte Lamberts in Waldsassen gefertigt; die Bleiverglasung besorgte die Werkstatt Hein Derix in Kevelaer.

Mit dem Farbspektrum der Kirchenfenster – unten rötlich über gelb in der Mitte und oben bläulich – kommt erneut die Romantik ins Spiel: Eliasson hat sich explizit von Friedrichs Gemälde „Huttens Grab“ (um 1823/24), genauer: an dem durch die drei gotischen Fenster einfallenden Licht, inspirieren lassen.

St. Nikolai ist geostet, was zur Folge hat, dass nur morgens direktes Sonnenlicht eindringt. Die Besonderheit von Eliassons Kirchenfenstern besteht nun darin, dass auf dem Dach des gegenüberliegenden Gebäudes ein Heliostat installiert ist, mit den Worten des Künstlers ein „Apparat, der mithilfe eines beweglichen Spiegels das Sonnenlicht einfängt und bis in den Nachmittag umlenkt, sodass es durch die neugestalteten Buntglasfenster fällt“ (17). Außerdem sind im Chor etliche Spiegel angebracht, die im Zusammenspiel mit dem natürlichen Lichteinfall im Kirchenraum zu unterschiedlichen Farbeffekten führen. Die sich im Laufe des Tages verändernde Sonneneinstrahlung – das bewegte Licht – verändert die Atmosphäre im Innenraum. Bei einbrechender Dunkelheit strahlen die neuen Kirchenfenster nach außen. Der Verlauf der Zeit wird sinnlich erlebbar.

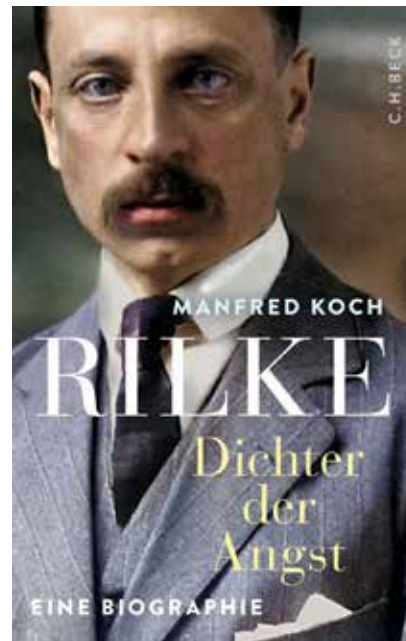
Das zweisprachige Buch enthält einen instruktiven Beitrag von Olafur Eliasson (17-21), dem sich ein längerer „Bildessay“ zu seinem künstlerischen Werk anschließt (22-47). Ein kurzer Beitrag liefert die erforderlichen Informationen zu den Fenstern (9-15), ein weiterer Aufsatz ordnet sie kunstgeschichtlich ein (79-93). Die theologisch-philosophischen Betrachtungen zu Zeit und Licht sind nach Auffassung des Rezensenten überflüssig und manchmal missverständlich (so handelt es sich bei den beiden Schöpfungstexten am Anfang der Bibel keineswegs um (Schöpfungs-)Berichte). Eigens zu loben sind die Fotografien des „Bildessays“ (95-134) von Jens Ziehe. Sie geben einen Eindruck von der betörenden Schönheit der „Fenster für bewegtes Licht“. Die Aufforderung, sie vor Ort mit den eigenen Augen zu sehen und am eigenen Leib zu erspüren, ist die Botschaft dieses gelungenen Buches.

Thomas Menges

Manfred Koch
Rilke
Dichter der Angst
Eine Biografie

München: C.H. Beck Verlag, 2025
560 Seiten m. s-w Abb.
34,00 €
ISBN 978-3406-82183-7

Um es vorwegzusagen: Unter allem, was bisher zu den bevorstehenden Rilke-Jubiläen (1875 -1926) erschienen ist, sticht dieses Werk heraus. Keineswegs nur Biografie im üblichen Sinn, sondern vielfach auch Werkinterpretation, zudem oft mit überraschenden Querverweisen auf Kultur- und Literaturgeschichte, im Ganzen ein Lesevergnügen voll plastischer Bezüge und ein reichhaltiger Lerngewinn dazu. Das fängt schon mit dem überraschenden Titel an, gilt Rilke doch gewöhnlich als eher ästhetisierend abgehobener Dichter oder quasi religiöser Seelenröster, als bevorzugter Kandidat zudem für Hintersinn und Kalendersprüche. Dass Koch nicht chronologisch mit Rilkes Prager Kindheit beginnt, sondern mit dessen schockierender Großstadterfahrung in Paris, zeigt, wie originell und kenntnisreich er den immensen Stoff komponiert. Entsprechend kommt Rilkes ebenso genialem wie erfolglosem Selbstheilungsversuch im Pariser Roman „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ besondere Bedeutung zu (die Hauptfigur ist eine Art literarischer Schattenbruder, mit ebenfalls drei vokalreichen Worten im dänischen Namen); denn darin wollte der Dichter „sein Kindheitsleben – und das heißt: die Geschichte seiner Ängste – mit unerbittlicher Genauigkeit aufarbeiten“ (246). Für Malte-Rilke gilt: „Er war ein Dichter und hasste das Ungefähre.“ Das gilt für seine Selbstanalyse ebenso wie für die Darstellung der Großstadt widersprüche, die zum ersten Mal literarisch unters Mikroskop genommen werden.



Von der Pariser Zeit geht es zurück in die Darstellung von Kindheit und Werkbeginn. Unter dem Leitwort „Mutterfieber“ wird jene biografische Konstellation vermessen, die Rilkes gesamte Biografie und Bedeutung in Bann schlägt – im Prinzip vielfach schon benannt und beschrieben, hier aber in ihrer Tragik und Wirkmacht sensibel bis in ihre Verästelungen und Veränderungen hinein gewürdigt. Nach dem frühen Tod der älteren Schwester als Siebenmonatskind geboren, gerät der Junge nämlich in den Herrschaftsbereich einer eigensüchtigen Mutter und eines im Schatten stehenden Vaters – stigmatische Beziehungsangst und Verschmelzungssehnsucht sind sterbenslang die Folge: „Ich bin gar kein Liebender, mich ergreift’s nur von außen, vielleicht hat mich nie jemand ganz und gar erschüttert, vielleicht weil ich meine Mutter nicht liebe.“ So schrieb Rilke später einmal sichtlich erschüttert (303); auch von „Habsucht nach sich selbst“ ist die Rede (239). Man lese nur das Gedicht „Ach, wehe, meine Mutter reißt mich ein“ des immerhin schon 40-Jährigen, um eine Ahnung von der grundlegenden Lustangst zu erspüren, unter der Rilke schrecklich litt und der er (deshalb?) solch poetischen Sprach- und Sehge-

winn abrang. Lou Salome – die Geliebte, Muse und Mentorin seines Lebens – stellte im Rückblick bei Rilke ein „Gefühl von beirrender Doppelgeschlechtlichkeit“ (165) fest; die mütterliche Mäzenatin Marie von Thurn und Taxis schrieb ihm unverblümt: „Der selige Don Juan (ist) ein Waisenknabe neben ihnen“ (335); der verehrte Rudolf Kassner sprach im Blick auf Rilkes Gesamtwerk „von einer sublimierten Phallik“ (406). Unvermeidlich muss das Stichwort „narzisstische Persönlichkeitsstörung“ fallen: „seine Liebesbedürftigkeit, die ja seit jeher ein paradoxes Zwiesgespann mit seiner Einsamkeitssehnsucht bildete“ (449).

Aber Koch ist viel zu klug und genau, um Rilke zu pathologisieren und sein Werk zu psychologisieren. Paradox spricht er von einem „nicht-ichbezogenen Narzissmus“ (241), also einer ungemein kreativen Gestaltungskraft ins Andere, Größere, Offene hinein trotz allem. „Mit der Hypersensibilität des aus der Bahn Geratenen, dem alles symbolisch wird“ (22) erfindet der Dichter die Wirklichkeit neu; das Reale (so oft enttäuschend und verletzend) wird aufgehoben in den idealisierten, vermeintlich transzendenten „Weltinnenraum“. Diese „Sehnsucht, den Subjekt-Objekt-Gegensatz hinter sich zu lassen, ist ... wohl die wichtigste Antriebskraft seines Schreibens“ (416).

Natürlich kommen lebensprägende Erfahrungen wie die beiden Russland-Reisen und ihr Ertrag im Stunden-Buch zur Sprache, und entsprechend dann das epochale Spätwerk mit den „Duineser Elegien“ und Sonetten samt dem oft unterschätzten lyrischen Dialog mit Erika Mitterer. Die imponierenden Übersetzungsleistungen (u.a. Augustinus und Michelangelo) werden im Kontext gewürdigt samt dem erstaunlichen Letztwerk der französischen Gedichte. Diese werkorientierten Würdigungen bleiben eingeordnet in das Geflecht vielfältiger persönlicher Bezüge und politischer Konstellationen in und um den Ersten Weltkrieg, in den eingezogen zu werden Rilke mit aller Raffinesse zu vermeiden wusste. Ein genaues Personenregister hilft zur Orientierung im Einzelnen.

In theologischer und religionspädagogischer Perspektive ist dieser Rilke – in der katholischen „Mutterreligion“ groß geworden – nicht zuletzt deshalb inspirierend, weil er als Musterbeispiel für jenen modernen Menschen verstanden werden kann, der nach dem Tode Gottes sich seinen Glauben neu erfinden muss, nachkirchlich und auch nachchristlich, in abgründiger Einsamkeit aus sich heraus: der Dichter als Mönch, als Priester, als Seher und vor allem als Stifter mit besonderer Sendung!

Was für biblischen und kirchlichen Gottesglauben selbstverständliche Mitte war und ist, ist diesem Dichter unerschwinglich geworden: die Gegenüber-Struktur wirklicher Gottesbegegnung, gar auf gleicher Augenhöhe und in freigebender Wechselseitigkeit. Förmlich um des Überlebens willen schafft dieser Dichter eine mythopoetische Gegenwelt und gibt der neuzeitlichen Grundfrage nach dem Verhältnis von Religion und Ästhetik besonderes Format. Mag das Etikett „Ersatzreligion“ auch klischeehaft bleiben, hier liegen zweifellos Gründe für die ungeheure sinnvermittelnde und (ver)tröstende Wirkung des unverwechselbaren Rilke-Sounds seit dem frühen Bestseller „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets“. Mit Recht schließt Koch seine große Biografie mit dem Nachruf Musils, Rilke habe „das deutsche Gedicht zum ersten Mal vollkommen gemacht.“

Gotthard Fuchs

Fedora Wesseler (Hg.)

Der Wanderer und sein Koffer

Eine Reise durch das Werk von Thomas Hürlimann

Frankfurt: Fischer Verlag, 2025

528 Seiten m. s-w Abb.

18,00 €

ISBN 978-3-596-71237-3

Die Bücher von Thomas Hürlimann sind wie Koffer, die man nicht selbst gepackt hat. Man öffnet sie neugierig, um ihre Reiserouten durch Räume und Zeiten lesend nachzuverfolgen. Und manchmal kann man auch darin verschwinden. Der Sammelband „Der Wanderer und sein Koffer“ enthält bekannte und unbekannte Arbeiten von Hürlimann. Sie wurden so arrangiert, dass sie den einzelnen biografischen Stationen seiner Lebensreise folgen: Kindheit, Elternhaus, Klosterschule, Bruderliebe, usw.

Teilweise sind es Auszüge aus Hürlimanns bekannteren Werken, wie z.B. „Fräulein Stark“, „Der große Kater“, „Vierzig Rosen“, „Das Gartenhaus“, „Der rote Diamant“, „Heimkehr“, aber auch non-fiktionale Texte wie Reden, Zeitungsartikel, Essays oder Nachrufe Hürlimanns auf Mutter, Vater und Bruder. Sie stehen den literarischen Textpassagen jeweils gegenüber und ergänzen den Eindruck, dass Hürlimanns Fiktionen eine Bodenhaftung in seinem eigenen Leben haben. Hürlimanns Internatszeit im Kloster Einsiedeln samt pubertärer Irrungen und Wirkungen spiegelt sich nicht nur in „Fräulein Stark“, sondern auch in „Der rote Diamant“ – der massive Einspruch des geistlichen Onkels von Hürlimann gegen persönliche Indiskretionen, der hier mit aufgenommen wurde, ist sehr erhellend, wirft er doch die Frage nach der Beziehung von Literatur und Leben auf. Es ist eine uralte Frage: Hat der Autor das alles erlebt? Und was ist erfunden? Manchmal macht man doch selbst die Erfahrung, dass eigene Erlebnisse an Kontur und Zuspitzung gewinnen, wenn man sie jemand anderem erzählt. Die Narration wird immer besser, je öfter man sie vorträgt.



Die Wiederholung poliert den Stoff, verselbstständigt ihn, indem er eine eigene Ästhetik gewinnt. Natürlich erst recht, wenn es sich um Erlebnisse und Erfahrungen eines so avancierten und sprachmächtigen Schriftstellers wie Hürlimann handelt.

Literatur sollte nicht mit dem Leben verwechselt werden, aber ihre Stoffe und Motive entstammen der Lebensrealität. Fiktional werden sie, indem der Autor sie so kontextuiert, „amalgamiert“ und in neue Spannungsverhältnisse bringt, so dass sie über sich hinausweisen. Thomas Mann hatte für diese Arbeitsweise einmal die Formel geprägt: finden statt erfinden.

Wer Hürlimanns Werk kennt, wird viele Motive und Begebenheiten wiedererkennen. Denn zur Auswahl kamen Textpassagen, die besonders eindringlich sind, weil sie in verschiedenen Werken immer wieder auftauchen. Zu diesen Ausschnitten gehört die Erfahrung eines nächtlichen Verkehrsunfalls, der Hürlimann und auch den Erzähler in „Heimkehr“ fast das Leben gekostet hätte. Er kann sich mit letzter Kraft aus dem Auto befreien. Während der hohe Blutverlust seine Lebenskräfte fast auslöscht, nimmt er in voller Klarheit des Bewusstseins seine Umwelt wahr und merkt, wie dünn das Seil zwischen Leben und Tod ist. Da tritt eine junge Frau ans Fenster, die ihren Säugling stillt. Der Autor/Erzähler kann sie sehen. Weil sie Blut auf der Straße entdeckt, alarmiert sie ihren Mann und so wird in letzter Minute ein Rettungswagen gerufen. Im Nachhinein verbindet er das Bild dieser jungen Frau mit der Gottesmutter Maria. Sie wird zur lebendigen Ikone.

Hürlimann hat eine besondere Beziehung zu Katzen bzw. Katern. Immer wieder schildert er, wie Mensch und Tier koexistieren und doch eine gewisse Distanz wahren. Ein Kater begleitet sowohl den Autor wie auch einige Erzählfiguren auf Spaziergängen, z.B. in der Erzählung „Das Gartenhaus“ oder in „Heimkehr“. Der tägliche Besuch am Grab des Sohnes wird für die Trauernden ein tröstliches Ritual, wenn der Kater dabei ist. So wie Katzen nun einmal veranlagt sind, bleiben sie letztlich unnahbar und geheimnisvoll. Sie sind so souverän wie Hürlimanns realer Vater, der als „großer Kater“ in den gleichnamigen Roman Eingang gefunden hat. Aber sie geben körpersprachliche Winke, wie sie verstanden werden wollen bzw. wie sie den Menschen verstehen. Literarisch gesprochen ist der Kater eine Art Leitmotiv, der durch die jeweilige Handlung führt. Ihm ist ein ganzes Kapitel des Sammelbandes gewidmet.

Der Tod des früh verstorbenen jüngeren Bruders hat in Hürlimanns Werken ebenfalls tiefe Spuren hinterlassen. Beide standen sich sehr nah. Und die Eltern waren aufgrund ihrer herausgehobenen gesellschaftlichen Stellung – Hürlimanns Vater Hans war Schweizer Bundesrat – in einem schrecklichen Dilemma, wenn sie öffentliche Verpflichtungen wahrnehmen mussten, während ihr Sohn im Sterben lag. Diese Zwangssituation hat Hürlimann in seinem Roman „Der große Kater“ verarbeitet. Der dramatische Showdown besteht darin, dass seine Mutter der spanischen Königin, die im Damenprogramm ausgerechnet dasjenige Krankenhaus besuchen soll, in dem der Sohn mit dem ringt, davon erzählt. Eine tragische Zuspitzung und Überbietung der Realität in der Fiktion eines Romans!

Schließlich spielt auch der Koffer eine wichtige Rolle in Hürlimanns Texten. Als Requisit der familiären Gedächtnisgeschichte der Mutter Hürlimanns begleitet er sie über Generationen hinweg Vom jüdischen „Seidenkatz“ aus Galizien, der in ihm seine Schneiderutensilien mit sich führt, zum vornehmen Schweizer Modesalon und zum Musikstudium der Mutter. Und zuletzt transportiert der Klosterschüler Thomas darin seine Habseligkeiten, als er ins Internat einzieht. So schließt die Wanderung in der Gegenwart ab. Der arg ramponierte, gleichwohl eindrucksvolle Koffer ist als Fotografie im Sammelband zu besichtigen.

Wer Thomas Hürlimann bisher noch nicht gelesen hat, für den hält der Sammelband viele „Appetithappen“ parat, die die Leselust auf seine Bücher wecken können. Das letzte Wort zu Literatur und Leben gehört dem Dichter: „Lesen ist Transzendieren. Wenn Sie das Buch öffnen, trägt sie der fliegende Koffer über Städte und Wüsten und Meere hinweg zu einem geheimnisvollen Palast. Wer Sie dort erwartet? Verraten Sie's niemandem! Es ist Scheherazade, die Schönste der Schönen. Sie liegt im Mondschein auf den Samtkissen und erzählt gerade von einem Kofferpassagier, der aus der blauen Nacht durch das Spitzbogenfenster in ihr Turmgemach herein schwebt.“

Susanne Nordhofen

Jon Fosse

Vaim

Roman

Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel

Hamburg: Rowohlt Verlag, 2025

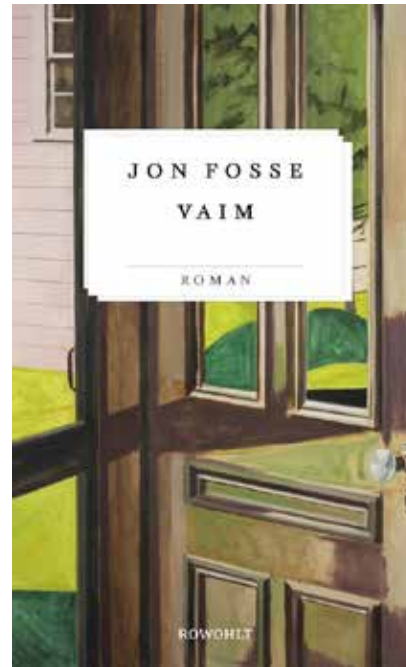
157 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-498-00781-2

„Alles war wundersam“, diese Feststellung am Ende des Romans, geäußert von einer der drei Hauptfiguren, veranlasst nochmal, das Erzählte von vorne zu lesen und neu zu bedenken. Das, was beim ersten Lesen über die Beziehung der drei Protagonisten so absurd anmutet, erweist sich als doch nicht zufällig, sondern als geheimnisvoll, von einer verborgenen Instanz gefügt. Jon Fosse lässt seine Figuren im inneren Monolog nach einem geheimen Lebensfaden fragen.

Apropos „Faden“: Der Roman beginnt mit der Schilderung des ersten Erzählers, genannt Jatgeir, der schwarze Garnrolle und Nadel kaufen will, um einen losen Anzugknopf anzunähen. Jatgeir, der im Dorf Vaim lebt, fährt in seinem kleinen Schiff an der norwegischen Küste entlang zur nächstgelegenen Stadt, da er annimmt, die gewünschte Kurzware sei nicht im Landhandel zu bekommen. In dem für Fosse üblichen Erzählstil inneren Monologs perpetuiert der alte Mann Gedankengänge über die Notwendigkeit seiner Besorgung. Während er über das Wasser schippert, springen seine Gedanken zu seiner Jugendliebe Eline, nach der er sein Schiff benannte, der er aber nie seine Gefühle preisgab. In der Stadt wird er von der Ladeninhaberin eines Konfektionsgeschäfts für Herrenbekleidung übertölpelt. Sie fordert für eine nicht mehr vollständige Garnrolle und Nadel aus ihrem privaten Haushalt einen Wucherpreis. Auf der Rückfahrt nach Vaim ärgert sich Jatgeir über seine Bereitwilligkeit, den betrügerischen Preis gezahlt zu haben. Daher beschließt er, Zwischenstation in dem Ort Sator einzulegen, um dort im örtlichen Kaufladen dieselbe Ware zu verlangen. Er will feststellen, ob er in Sator den gleichen Preis zu zahlen habe. Auch dort erlebt er, dass



die Verkäuferin in ihm einen einfältigen alten Dörf-ler sieht, von dem sie denselben Wucherpreis ver-langen kann. Aus Verlegenheit zahlt Jatgeir erneut. Verärgert über den zweifachen Betrug kehrt er zur Bootsanlegestelle zurück, wo er unverhofft auf seine Jugendliebe Eline trifft. Eline hatte als junge Frau Vaim verlassen und einen Fischer aus Sator geheiratet. Als er sie erblickt und ihren Namen ausspricht, drängen sich seine über Jahre angestauten Gefühle hoch: „So viel Sehnsucht, so viele Jahre voller Sehnsucht, hatte sich wohl in mir angesammelt, dass ich sie nicht hatte zurückhalten können und sie sich in den Namen Eline legte, als ich ihn eben sagte.“ (43) Seine Jugendliebe drängt ihn, sie in ihren alten Heimatort nach Vaim mitzunehmen. Sie hat gerade ihren Mann verlassen, der auf Fischfang ausgefahren ist. Eline will schnell aus Sator weg, bevor ihr Mann vom Fang zurückkehrt. Dessen Schweigsamkeit sowie gedankliche Fixierung auf den Kauf eines neuen Bootes hat zur Entfremdung und zu ihrem unwider-ruflichen Entschluss der Trennung geführt.

Im zweiten Kapitel des Romans wechselt die Erzählperspektive zum Freund Jatgeirs mit Namen Elias. Nachdem Eline bei Jatgeir eingezogen war, treffen sich die Freunde nur noch selten. In der Sterbestunde von Jatgeir macht Elias eine übernatürliche Erfahrung. Auf wiederholtes Klopfen an der Haustür öffnet Elias, weil er den unerwarteten und seit langer Zeit ersehnten Besuch Jatgeirs vermutet. Als er öffnet, steht niemand draußen. Auf seinem Spaziergang in den Hafen erfährt Elias von Augenzeugen, dass Jatgeir in derselben Stunde ertrank, als er das Klopfen an seiner Haustür vernahm. Elias empfindet auf erstaunliche Weise die Gegenwart des Verstorbenen: „Ja das spüre ich, Jatgeir ganz nah bei mir, aber ohne ihn zu sehen, und er wirkt glücklich und es ist, als würde er zum Abschied winken und er sagt, es geht ihm gut, wo er jetzt ist, und ich spür, dass Jatgeir, jetzt von einem Ort über mir, aber nicht besonders weit weg, auf mich schaut ... und in christlichen Worten könnte man sagen, er ist in Gottes Frieden und im Lichte des Kreuzes Christi.“ (109)

Das dritte Kapitel schildert die Gedankengänge von Elines Ehemann, dem Fischer. Er charakterisiert Eline als willensstarke Frau, die gleich bei ihrem ersten Treffen in einer Kneipe von Sator ihn zum Mann erwählt hatte. Nach dem Tod Jatgeirs, mit dem sie die letzten Jahre zusammenlebte, veranlasst sie ihren Mann, zu ihr nach Vaim zu ziehen. Vor ihrem Tod bittet sie ihn, dafür zu sorgen, dass sie direkt neben Jatgeir bestattet wird. Da Elias vor Eline stirbt, drängt sich sein Grab dazwischen. Die Anmerkung über die Lage der Gräber scheint zunächst belanglos, verweist jedoch auf die Rivalität Elines zu Elias und ihrer beiderseitigen engen Beziehung zu Jatgeir. Nach dem Tod Elines verlässt ihr Mann Vaim und kehrt nach Sator zurück. Seine letzte Anmerkung bezieht sich auf die Beschriftung der Grabkreuze, die nur die Vornamen der Verstorbenen tragen; mehr bedarf es zur Erinnerung nicht für diejenigen, die sie kannten.

Die lange Einführung zur Besorgung des Fadens lässt an die griechische Mythologie, an die Erzählung vom Ariadnefaden denken. Ariadne half dem Geliebten Theseus, den Minotaurus in dessen Labyrinth zu besiegen, indem sie ihm einen Faden gab, um den Weg aus der tödlichen Falle zurückzufinden. Eline hält in Fosses Roman den Faden in der Hand, der sie mit ihrer Jugendliebe verbindet. Sie ergreift sogar ganz real den Faden in Jatgeirs Leben und näht ihm den abgerissenen Knopf an. Der Ariadnefaden in Fosses Roman erzählt von einer späten, erst in Todesnähe eingelösten Jugendliebe.

Fosses Roman Vaim fügt sich thematisch in sein übriges Werk, das in suggestivem Erzählmodus seinen Figuren eine transzendente Hoffnung bereithält, die in der christlichen Überzeugung des Autors wurzelt. Ein wunderbares Buch über wundersam Erzähltes.

Marie-Luise Reis

Heribert Körlings
Auf Abwegen
Theopoetische Texte

Würzburg: Echter Verlag, 2025

79 Seiten

14,90 €

ISBN 978-3-429-06828-8

Wer auf Abwegen unterwegs ist, hat die Orientierung verloren, sich ganz und gar verschätzt und braucht jemanden, der ihn auf den rechten Weg zurück lotst. Ist Heribert Körlings, pensionierter Gymnasiallehrer für Deutsch und Religion in Aachen und Autor mehrerer Bücher über das Werk Eugen Drewermanns, ein solcher Lotse durch den ‚Irrgarten Welt‘? Sein erster Gedichtband verheißt zumindest im Titel, dass er seine Leser auf Abwege führen wird. Aber bringt er sie auch wieder auf den rechten Weg zurück?

Der Untertitel des Buches weist darauf hin, dass die Gedichte allerdings einen anderen, demütigeren Anspruch haben. In vier Abschnitten, die von einem Prolog- und Epilog-Gedicht gerahmt werden, versammelt Körlings „Theopoetische Texte“; das sind Texte, deren Anliegen – der Definition Hans-Joachim Höhns gemäß – „nicht die zwingende Beweisführung, sondern die Befreiung von Denk- und Begriffszwängen“ ist (Hans-Joachim Höhn: In Gottes Ohr. Von der Kunst poetischer Gottesrede, 57). An gerade dieser Befreiung ist Körlings gelegen. Die Abwege, die er erschließt, die Bilder, die er entwirft, und die Pointen, die er setzt – alles führt ins Offene, in die Freiheit. Menschen, die – in sich selbst verkapselt – nicht mehr unterwegs sind; Menschen, die wähen, der ebenso unverfügbaren wie elektrisierenden Infragestellung durch Transzendenzerfahrungen („Hören und Sehen“) zugunsten einer vermeintlichen „Sonntagsruhe“ nicht mehr zu bedürfen, sind in den Gedichten deshalb negativ konnotiert: Es sind Basta-Typen, (Ver-)Urteilende oder – wie es im Gedicht „Bockspotenz“ wunderbar ausgedrückt wird – „Weihrauchrichtige“. Diese Stagnation in (auch religiösen) Gewissheiten konterkarieren die Gedichte. Es sind subjektive Gegenwarts-Epiphanyen, dem ‚Abgehen‘ der Zeit entrissene Momentaufnahmen,



die Herz und Kopf in Bewegung bringen, indem sie neue Wege, neue Möglichkeiten sichtbar machen. Aus dem Titel spricht insofern die Überzeugung, dass der Mensch sich auf Abwege begeben muss, um nicht zu vergessen, dass die direkte Anpeilung eines und vielleicht sogar des immer gleichen Ziels so vieles ausschließt, was wegweisend werden könnte – auch jene Perspektivwechsel, zu denen die Gedichte einladen. Es sind Perspektivwechsel wie in „Zoo“, in dem das eingesperrte Tier zum Beobachter wird, oder in „Medium“, in dem jemand die Welt draußen in medialer Verdoppelung mit einem Fotoapparat durch eine Fensterscheibe betrachtet. Die in den Gedichten vorgenommenen Verkehungen und Neubewertungen (z.B. „Gratis“) dienen dazu, Erstarrtes zu verflüssigen – so eine zentrale Metapher des Gedichtbandes. Sie sollen beim Umsteuern helfen („Comeback“), sollen „Neues erfinden / aus Freude am Spiel“ und haben ihrer Kürze und Leichtigkeit zum Trotz überall dort, wo sie „erste und letzte Fragen“ aufwerfen („Fragengefahr“), eine vulkanische Kraft. Diese Kraft unterscheidet sie von jenem „ununterbrochen ausgegossene[m] Gottesgerede“, das keine beunruhigende Wirkung mehr entfaltet. Um

diese Beunruhigung geht es Körlings, nicht um ein rein kontemplatives Innehalten. Die z.B. bei der Betrachtung einer Krippe gewonnenen Eindrücke sollen wirksam werden – mitten im Leben: „Also: zwei Tage höchstens, / dann ab, in den Alltag zurück, wieder zugepackt!“

Die Abwege erschließende Freude am Spiel, die das poetologische Gedicht „Yo-Yo“ gleich der Gattung insgesamt attestiert, entfaltet in Körlings' Lyrik eine beziehungsstiftende Wirkung – auch und vor allem dort, wo Gegensätzliches miteinander verbunden wird: im Gedicht selbst, das „durch Tiefe und Höhe“ schwingt, oder im „Futur II“, das Zukunft und Vergangenheit im Licht der Gegenwart zusammenbringt. Das Gedicht „Gottes Kind“ präsentiert zwei Vorbilder für jene beziehungsermöglichende Öffnung für das Andere, von der die Zielstrebigsten nichts wissen wollen: Maria, die sich der „Wirklichkeit von oben“ zuwendet, und Josef, der sie träumend erfährt. In diesen beiden Gestalten ist für Körlings vorbildhaft jene Beziehung der gewissen Ungewissheit (wiederkehrendes Symbol: der wegweisende Stern) realisiert, auf die sein dichterisches, christlich grundiertes Schaffen ausgerichtet ist. Es ist Beziehungslyrik im Modus des Wünschens: „Sprich Dein leises Wort in mich hinein. / Lass mich eine Antwort sein.“

Die beiden zitierten Gedichte „Gottes Kind“ und „Wunsch“ finden sich nicht zufällig im letzten Abschnitt „Gegenwärtig“. Sie stellen die Verbindung her zwischen einer Vergangenheit, die im Hintergrund der Gedichte wirksam bleibt – mit ‚Vorgängern‘ wie Heraklit, Platon, Aristoteles, Bonhoeffer, Enzensberger, Hemmerle („Osteraugen“), und einer Gegenwart, in der sich Körlings gleichsam zur Inventur anschickt („Gegeben“) – wie einst Günther Eich. „Füllwörter streichen, Hohlwörter entlarven. / Das Wort auf die Goldwaage Wirkwort legen.“ Als Wirkworte, die Überkommenes reaktivieren, prüfen, neu arrangieren und problematisieren, zielen Körlings' lyrische ‚Abwege‘ ins Zentrum: Sie helfen bei der Orientierung, indem sie die Option ins Spiel bringen, dass sich der Mensch seinen Lebensweg je selber im Zickzack bahnt – offen für Gott und Welt. Es sind im besten und wörtlichen Sinne religiöse Gedichte, die ihre Freiheit aus der Bindung an eine (literarische und theologische) Tradition gewinnen; Gedichte, die lehrreich sind, ohne zu belehren – und die wirken wollen: in Religionsunterricht und Katechese, in Gesprächen und „Mittendrin“: im „Leben und im Guten des Menschen“.

Alexander Schüller

Jenny Valentine

Zwei Seiten eines Augenblicks

Roman

Aus dem Englischen von Klaus Fritz

München: dtv Verlag, 2025

185 Seiten

16,00 €

ISBN 978-3-423-65046-5

Es ist eine Herausforderung, sich zu einem Roman zu äußern und dabei den interessantesten Moment der Handlung nicht zu benennen und zu deuten. Denn würde das geschehen, wären die Voraussetzungen für das erstmalige Lesen des Romans „Zwei Seiten eines Augenblicks“ von Jenny Valentine völlig andere. Ist es nicht die Aufgabe von Rezensionen, Neugierde bei Unentschlossenen zu wecken, und das Interesse, dieses Buch zu lesen, bei bereits aufmerksam Gewordenen oder Interessierten zu stärken oder auch zu stören? Wie verhält es sich jedoch, wenn die Geschichte einen derartigen Plot-Twist aufweist, der – wenn man sich von der mit Wucht herbeigeführten Erkenntnis, dass das Verständnis des Lesenden sich einer Perspektive auf die Darstellungen bedient hat, die vollständig zu überdenken ist, erholt hat – eigentlich fordert, zurückzublättern, um zu prüfen, ob diese Komposition der Handlung sich nicht bereits zuvor offenbart hat und ob es wirklich sein kann, dass die Erzählung mit der veränderten Perspektive inhaltlich funktioniert?

Was wie eine tragische Geschichte daherkommt und bisweilen Längen in den Beschreibungen von Beziehung und Freundschaft mit ihren Höhen und Tiefen aufweist, beinhaltet eine Fülle von bedenkenswerten Aussagen, die diverse Möglichkeiten zur Selbstreflexion anbieten. Sich über den Wert des Lebens klar zu sein und das Memento mori neben dem Carpe diem im Blick zu haben, ist wohl die wichtigste Aussageintention des Romans.



Der Augenblick eines Unfalls teilt die Geschichte der sehr innig miteinander verbundenen jungen Frauen Elk und Mab in zwei zeitliche Abschnitte: Zum einen stehen Episoden aus dem Leben der beiden und ihrer Familien vor dem Unfall im Mittelpunkt: Was bewegte sie, welche Leidenschaften hatten sie, wie war ihr Leben gestaltet und wie war es geprägt von Liebe und Verlust? Zum anderen bestimmen die Abläufe, die Gespräche, die Begegnungen der Romanfiguren nach dem Unfall und dessen Auswirkungen auf ihr Leben in loser Reihenfolge diesen Handlungsstrang; dabei werden auch Handlungsorte, die bereits vor dem Unfall eine Rolle spielten, wieder als Setting genutzt. So werden im Wechsel episodenhaft Ereignisse vor und nach dem Unfall berichtet – „Zwei Seiten eines Augenblicks“. Dabei besticht die Darstellung von tiefgründigen Gesprächen, die zeigen, wie wertvoll das Leben ist und wie unvorstellbar schnell das Ende kommen kann. Was hätte noch alles getan und erlebt werden können? Wie hätte man reden, lieben, verständnisvoll sein können? Was wurde versäumt? Wie hätte die Zukunft aussehen können? Die Geschichte der Liebe der einen zum Bruder der anderen durchzieht die Zeit bis zu dem tragischen Ereignis; die Erfüllung dieser Liebe ist nach dem Unfall nicht mehr möglich.

Jenny Valentine vermag es, in drastischer Weise eine der beiden Protagonistinnen, Mab, äußerlich darzustellen; dem gegenüber stehen sensible Dialoge und in empathischen Worten gestaltete Familienbeziehungsbeschreibungen. Beispielsweise wird die Liebe Elks zu ihrer an Demenz erkrankten Großmutter, die verstorben ist, sehr sensibel und anrührend dargeboten. Sehr authentisch und auch kontrastreich stehen diesen Beschreibungen die ruppigen Gespräche Elks mit ihrer Therapeutin gegenüber, aber auch mancher Dialog, den die beiden Freundinnen führen.

Die Charakterisierung des Romans mit den Worten „zu Tränen rührend, herzerreißend“ – wie auf dem Klappentext zu lesen ist – vermag nicht die inhaltliche Tiefe, mit der die Protagonistinnen in ihrer Lebenswelt agierend dargestellt werden, gerecht zu werden. Der Roman ist empfehlenswert zum einen dadurch, dass er die Gegensätze zwischen den echten Gefühlen und den schroffen Dialogen und Beschreibungen des Äußeren durchgängig und konsequent pflegt. Zum anderen fordert er dadurch heraus, dass einem wahrscheinlich nichts anderes übrigbleibt, das Buch ein zweites Mal zu lesen ob der überraschenden Erkenntnis bezüglich der Protagonistinnen. Warum nicht?

Ivonne Schweitzer

Stefan Moster

Vom Glück, im Chor zu singen

Berlin: Insel-Verlag, 2025

219 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-458-64524-5

Kennen Sie Karl Gottlieb Lappe? 1818 erschien sein Gedicht „Im Abendroth“ in der „Zeitung für die elegante Welt“ (Leipzig). Sieben Jahre später entstand die Vertonung Franz Schuberts für Stimme und Klavier, deren Männerchorversion von Jakob Christ zu Beginn des 20. Jh. viral ging. Es erklingt gedämpftes B-Dur, die Stimmung ist weihevoll. Dies alles geschieht, so Stefan Moster, im Garten des Großvaters. Andächtige Stille und tiefe Rührung ergreift alle Anwesenden, eine Rückkehr ins Diesseits gelingt erst 200 Mettbrötchen und 50 Flaschen Weißwein später. Darum geht es in diesem Buch: Chorsingen ist eine eigene Welt, in der (auch) tiefes Glück zu Hause ist.

Moster beschreibt die Welt aus 53 verschiedenen Blickwinkeln, streift Forschungsergebnisse, Alltags- und Nischenthemen. Chorsingen ist keine Randsportart – mit rund 1.320.000 eingetragenen Mitgliedern in den einschlägigen Vereinigungen erreicht man nicht die Werte von ADAC oder DFB, ist aber im Vergleich z.B. zum Deutschen Handballbund mit 736.000 Mitgliedern durchaus respektabel.

Singen ist Gemeinschaft, sozialer Zusammenhalt, Resonanzraum, emotionaler Anker und Ausdrucksraum, gesellschaftlich akzeptierter Ort kollektiver Hormonausschüttung, Kultur- und Subkulturzelle, manchmal Protest, kritischer Zwischenruf oder Mittel der Propaganda. Singen hat auch organische Folgen: Das Max Planck-Institut für empirische Ästhetik beleuchtet das Phänomen der „Interbrain Synchrony“, bei dem sich durch das gemeinsame Musizieren im EEG Synchronizität von Hirnströmen nachweisen lässt, Studien der Universität Göteborg untersuchen dies auch für den Herzschlag. Weitere, nicht näher ausgewiesene Versuchsreihen nennen als Besonderheit gemeinschaftlichen Singens den Anstieg der Oxytocin-Werte, des Immunglobulins A,



der Freisetzung von Endorphinen, Serotonin, Dopamin, Melatonin und eine Aktivierung der Zirbeldrüse. Singen ist gesund. Es bietet Raum, mit Gefühlen von unbändiger Freude bis zu tiefer Trauer in Kontakt zu kommen, und lässt dabei die Zuhörenden nicht unbeteiligt. Es ist ein Teamsport, bei dem kein Chormitglied in der stimmlichen Herausforderung alleingelassen ist, sondern bei Aussetzern, Hustenreiz oder den Tücken von Spitzentönen auf den Zusammenhalt und das Einspringen der Nachbarn vertrauen kann.

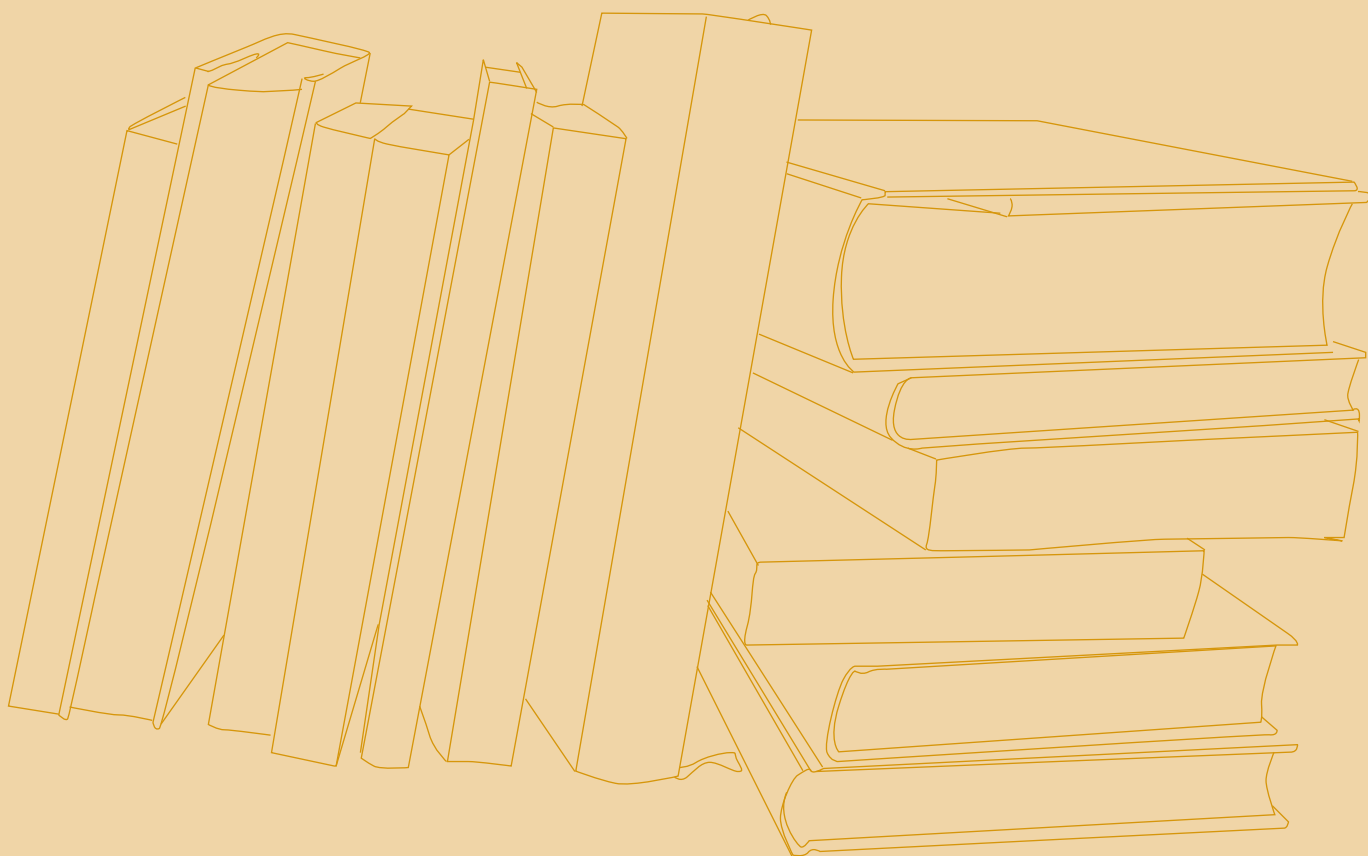
Chöre sind Orte gelebter Kultur. Die „schöne Welt“ der Gesangsvereine steht neben den großen Werken Bachs und Händels, das Pop-Oratorium mit über 10.000 Sängerinnen und Sängern neben den Auftritten der Closed Part-Ensembles. Was Mozarts Requiem im Großen, ist sein „Ave verum“ im Kleinen. Dabei ist das Religiöse schon seit langer Zeit nicht mehr exklusiv. Kirchenferne empfinden Großes beim Erleben sakraler Werke. Streitbare Inhalte wie antijüdische Tendenzen in oratorischen Passionen werden thematisiert, die Rolle des Chores auf Theaterbühnen wiederentdeckt. Die Präsenz oder Nichtpräsenz von Chören in der Öffentlichkeit ist längst wieder Thema, vor allem, wenn es um Kürzungen

und Schließungen einerseits oder um dienstliche Konflikte andererseits geht, etwa in der Berichterstattung um die Chöre des Freiburger Münsters seit 2024 oder – positiv gesehen – der Neugründung von Bundes- und Landesjugendchören.

Das unbedingt empfehlenswerte Buch ist ein bunter Strauß von Einblicken und Gedanken. Es liefert ein breites Spektrum unterschiedlichster Aspekte des Chorsingens, seiner Wirkung und Bedeutung. Es klammert kritische Themen nicht aus. Zwei davon stellen die Frage nach Diversität und Überalterung. Dahinter steht die Beobachtung, dass trotz multi-kulturellen Umfelds unsere Chöre bemerkenswert deutsch und begrenzt integrativ geblieben sind. Ebenso ist die Frage, wo und wie Menschen mit viel Lebenserfahrung sich singend weiterentwickeln können, auch wenn die Stimme den körperlichen Anforderungen bestimmter Werke nicht mehr gewachsen ist. Persönlich möchte ich den Aspekt der Vernetzung und Förderung dazulegen: Wenn sich Chorverbände auflösen oder ihnen wichtige Zuschüsse gestrichen werden, bekommt das Netz des Chorwesens große Löcher, die dazu führen können, dass die notwendige Anschubenergie für Transformationsprozesse oder multiplikatorische Arbeit nicht mehr ausreicht. Daher sei dieses Buch allen Verantwortlichen für das Sein oder Nichtsein fundierter Chorarbeit empfohlen und mit Nachdruck unter den Christbaum gewünscht.

Norbert Hoppermann

● PHILOSOPHIE / ETHIK



Anselm von Canterbury

Der Gottesbeweis im Proslogion und die Debatte mit Gaunilo

Lateinisch / Deutsch

Übersetzt und herausgegeben von Bernd Goebel und Christian Tapp

Stuttgart: Reclam Verlag, 2025

272 Seiten

9,00 €

ISBN 978-3-15-014583-8

Es ist schon erstaunlich, wie der Gottesbeweis von Anselm von Canterbury über Jahrhunderte hinweg bis in die heutige Zeit das Nachdenken anregen kann. In dem vorliegenden Buch gehen die Herausgeber, Bernd Goebel und Christian Tapp, mit großer Präzision dem Gedankengang von Anselm von Canterbury nach. Im ersten Teil werden die relevanten Texte wiedergegeben: Der Gottesbeweis aus dem Proslogion (2-4), die Erwiderung von Gaunilo (Liber pro insipiente) und schließlich Anselms Responsio. Darauf folgt eine ausführliche Kommentierung des Textes und ein umfangreiches Nachwort, das die Biografie Anselms und die Wirkungsgeschichte seines Gottesbeweises nachzeichnet.

Die Übersetzung der Texte stammt von den Herausgebern, für das Verständnis entscheidende Übersetzungsentscheidungen werden nachvollziehbar erklärt. Die Unterteilung des Textes in kleinste Sinneinheiten erleichtert das Verständnis des Kommentars, so dass immer klar ist, auf welchen Satz darin Bezug genommen wird, sei es von den Kommentatoren oder von Anselm bzw. Gaunilo.

Zentral ist der Gottesbeweis aus dem Proslogion, in dem, eingefasst in ein Gebet, Gott als „aliquid quo nihil maius cogitari possit“, bestimmt wird, hier übersetzt mit: „das, im Vergleich zu dem nichts Größeres gedacht werden kann“. Dieser Ausdruck wird von den Kommentatoren mit dem Ausdruck „Famoses Objekt“ abgekürzt. Dass die Existenz des „Famosen Objekts“ gedacht werden muss, gilt dadurch als bewiesen, dass deren Leugnung zum Widerspruch führt. Eine Folgerung daraus ist, dass Gottes Existenz nicht geleugnet werden kann, ohne in einen Widerspruch zu geraten, also denknotwendig ist.



In dem Kommentarteil werden die logischen und sachlichen Schritte ausführlich erläutert und die Problematik, die sich daraus ergeben kann, transparent gemacht. Es zeigt sich darin, dass sich die kritischen Anfragen meist daraus ergeben, dass für die grundlegenden Begriffe Klärungsbedarf besteht. So sind die Begriffe „verstehen“ und „im Verstande sein“ zu unterscheiden, wobei Letzterer auch das Begreifen enthält. Dann ist das, was verstanden ist, nicht notwendig „im Verstande“. Ebenso der Begriff des Denkens, der zu der Diskussion führen kann, ob etwas, das in sich widersprüchlich ist, überhaupt gedacht werden kann, ob die Wahrheit als Voraussetzung der Denkbarkeit angesehen werden muss. Würde Letzteres gelten, wäre jeder Beweis wegen der Undenkbarkeit der gegenteiligen Behauptung überflüssig. Ebenso geht es um den für den Vergleich entscheidenden Begriff der „Größe“. Ist die Existenz außerhalb des Denkens hinreichend, um die „Größe“ aller anderen Begriffe zu überbieten, die bloß im Denken existieren? Diese Fragen werden besonders im Hinblick auf das „Famose Objekt“ bearbeitet.

Aus dem Kommentarteil wird ersichtlich, mit welcher Präzision im 11. Jahrhundert die Gedanken formuliert und diskutiert wurden. Weitere Aufschlüsse über die Darstellungen Anselms und seines Kritikers – der Name Gaunilo ist historisch nicht gesichert – gibt das Nachwort, das zunächst den Blick auf das Leben und den Lebenskontext Anselms lenkt. Es wird deutlich, dass Anselm mit seinem Versuch, Vernunftgründe für den Gottesglauben geltend zu machen, in seiner Zeit auf Widerstände trifft. Die Einbettung seiner Argumentation in einen Gebetsrahmen hat dann erst ermöglicht, dass seine Gedanken zur Kenntnis genommen wurden. Auch die Rolle des „Toren“, den es zu überzeugen gilt, ist wichtig, um die Gegenposition zum Glauben, die Leugnung der Existenz Gottes, von der eigenen abzugrenzen. Sein Kritiker wird von ihm als Glaubensbruder verstanden, der den Anwalt des Toren spielt. Im Schlussteil des Nachworts stellen die Autoren die Rezeptionsgeschichte des Anselm'schen Beweises dar. Hier werden die Stellungnahmen vieler Philosophen beschrieben, deren Gründe aber nur im Ansatz genannt.

Ein Punkt, der mir in dem Gottesbeweis von Anselm als wesentlich erscheint, hätte meines Erachtens deutlicher benannt werden können: Anselms Gottesbegriff wird als „das, im Vergleich zu dem nichts Größeres gedacht werden kann“, rein in der Bezüglichkeit zum Denken formuliert. Und so ist, und ich meine auch für Anselm, die Existenzaussage zu verstehen, nämlich als: Gott ist als außerhalb des Denkens existierend zu denken. Anselm versucht nicht, was ihm gelegentlich unterstellt wurde, etwas zu beweisen, was gänzlich unabhängig vom Denken wäre. Das kann nämlich kein Beweis leisten.

Abschließend möchte ich dieses Buch empfehlen, weil es lohnt, sich mit diesem niveauvollen Denken auseinanderzusetzen. Die Kommentare geben wertvolle Hilfestellungen, um sich die Texte zu erschließen. Um die Kommentare lesen zu können, sei allerdings ein optisches Hilfsmittel empfohlen.

Johannes Drescher

Sebastian Ostritsch

Serpentinen

Die Gottesbeweise des Thomas von Aquin nach dem Zeitalter der Aufklärung

Theologische Brocken

Berlin: Matthes & Seitz Verlag. 2025

220 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-7518-6514-2

Was sich der Philosoph Sebastian Ostritsch mit diesem Buch vorgenommen hat, ist nicht weniger als die Heilung des heute lahmen Flügels der Vernunft, der zusammen mit dem Flügel des Glaubens nach der Enzyklika „Fides et ratio“ von Johannes Paul II. den Geist des Menschen zur Betrachtung der Wahrheit erhebt, die nichts anderes ist als Gott, in dem das absolute Wahre, Schöne und Gute in eins fällt. Eine zeitgeistige Theologie hat in Kapitulation vor dem naturalistischen Denken, dem Relativismus und der Kantianischen Erkenntnistheorie keinen Auftrieb mehr unter dem Flügel der Vernunft. Der rationale Weg zur aufsteigenden Erkenntnis der Existenz Gottes aus seinen Werken ist damit versperrt und in der Folge die Erkenntnis des Willens Gottes in der Schöpfungsordnung als Quelle der Moral.

Was will man aber ohne diesen zweiten Flügel der Vernunft begründet einwenden, wenn ein naiver Alltagsatheismus den Gott der Bibel für genauso absurd hält wie ein „Spaghettimonster“? Was will man etwa einwenden gegen Lehren wie den Pantheismus? Und warum sollte die Welt nicht das Werk eines bösen Demiurgen sein? Es gibt dann auch keinen Widerstand gegen einen Naturalismus, der alles aus physikochemischen Prozessen erklären will. Der Hinweis auf die biblische Offenbarung allein kann da nicht gegenhalten. Ostritsch zeigt im Schlussteil seines Buches, dass geoffenbarte theologische Lehren wie die der Trinität dann ihre Glaubwürdigkeit erhalten, wenn die Existenz des sich offenbarenden Gottes dem Verstand einleuchtet. Ist sie durch Vernunftgründe gesichert, wird man „die Botschaften des Glaubens nicht von vornherein als Absurditäten abtun können“. Ein Grundgedanke, der Thomas von Aquin bei der Abfassung seiner für die Argumentati-



on gegenüber Ungläubigen verfassten „Summa contra gentiles“ geleitet hat, dass es nämlich notwendig sei, „auf die natürliche Vernunft zurückzugreifen, der alle beizustimmen gezwungen sind“.

Die Vernunftgründe, die von der christlichen Philosophie angeführt werden, sind in ihrer Gesamtheit genommen von unabweisbarer Überzeugungskraft, so etwa die geistige Natur des Bewusstseins, der gebieterische Anruf des Gewissens, die intelligente Ordnungshaftigkeit der Welt. Auch zeitgenössische Autoren haben Argumentationen vorgelegt, die Gründe für die Existenz Gottes entwickeln, etwa Robert Spaemann, basierend auf dem *Futurum exactum*, oder Engelbert Recktenwald mit einem „moralischen Gottesbeweis“ abgeleitet aus der Objektivität des Sittengesetzes. Ostritsch konzentriert sich auf die fünf Argumentationswege des Thomas von Aquin, die wohl die umfassendste rationale Begründung für die Existenz Gottes entwickeln. Er folgt dabei „den sich schlängelnden, steilen und daher nicht immer leicht zu gehenden Denkwegen“ von Thomas – daher der Titel „Serpentinen“ dieses Buches.

Kurz behandelt wird zunächst der sogenannte ontologische Gottesbeweis, vorsichtiger „ontologisches Argument“ genannt, das Kant in Übereinstimmung mit Thomas für nicht schlüssig hält. Es sei nicht möglich, aus dem Begriff eines Wesens, „über dem nichts Größeres gedacht werden kann“, dessen Existenz abzuleiten. Würde man aber Kant folgen, wären mit der Abweisung des ontologischen Arguments auch die fünf von Thomas entwickelten Argumentationswege hinfällig, da diese nach ihm auf dem ontologischen beruhen würden. Ostritsch zeigt, dass dem nicht so ist, weil Thomas vom sinnfällig Erfahrbaren ausgeht und nicht vom rein Begrifflichen.

Die fünf dafür gewählten Zugänge werden vom Autor mit ihren Argumentationsschritten erläutert: 1. Die Feststellung, dass es in der sinnfälligen Welt Veränderungen gibt, was auf ein erstes Wirkliches führt, „das zwar Veränderung bewirkt, selbst aber keiner Veränderung unterliegt“. 2. Die Feststellung, dass es eine „Ordnung der wirkenden Ursachen“ gibt, was auf eine Ursache führt, „die selbst nicht von der Wirkung eines anderen Dinges abhängt“. 3. Die Feststellung, dass alles in der sinnfälligen Welt vergänglich ist und Unvergängliches wie ein Engel seine Existenz nicht aus sich selbst hat, was auf etwas Unvergängliches führt, „von dem her alles andere – Unvergängliches wie Vergängliches – sein Dasein hat“. 4. Die Feststellung, dass es graduierbare Eigenschaften der Dinge gibt, die mehr oder weniger wahr, vollkommen oder seiend sind, was auf eine Ursache verweist, „die maximal vollkommen, maximal wahr und maximal seiend ist“. 5. Die Feststellung der zweckmäßigen Ordnung der Welt, die auf etwas vernünftig Erkennendes führt, „von dem alle Naturdinge auf ein Ziel hin geordnet werden“. Alle fünf Wege enden bei Gott bzw. Teilwirklichkeiten des göttlichen Wesens und Attributen Gottes, soweit sie sich erschließen lassen.

Sebastian Ostritsch führt verständlich, ohne fachsprachliches Kokettieren durch die „Serpentinen“ dieser Argumentationsgänge, klärt Denkschwierigkeiten mit Beispielen und diskutiert Gegenargumente. Ein wichtiges Buch, für jeden, der sich mit beiden Flügeln zur Betrachtung der Wahrheit erheben will.

Hartmut Sommer

Simone Weil

Die Illias, oder das Gedicht von der Gewalt

Aus dem Französischen und mit einem Essay von
Wolfgang Matz

Berlin: Matthes & Seitz Verlag, 2025

102 Seiten

12,00 €

ISBN 978-3-7518-3057-7

Wie gut, dass dieser große Text zu Krieg und Frieden, präzise übersetzt und hervorragend kommentiert, ins Gegenwartsgespräch eingebracht wird – stehen doch seit dem Beginn des Putin-Krieges und dem Ende der politischen Nachkriegsarchitektur brennend jene Fragen im Raum, die vor hundert Jahren mit dem beginnenden Siegeszug des Nationalsozialismus und des Stalinismus aufbrachen. Wer wollte nicht unbedingt den Frieden, aber wie mit Aggression und Krieg, ja mit Angriff und Vernichtungswillen einer Seite umgehen? Gilt doch die realistische Diagnose des Thukydides, immerhin vor bald 2500 Jahren formuliert: „Durch eine Notwendigkeit der Natur übt jedes, ganz gleich welches Wesen, soweit es kann, all die Macht aus, über die es verfügt.“

Simone Weil, die linke Aktivistin und messerscharfe Denkerin, schlägt sich zeitlebens mit diesen Fragen herum, grundsätzlich und in genauer Zeitgenossenschaft. Sie gehörte schon vor 1933 zu den seltenen Intellektuellen, die sich vom Ausland aus nach Deutschland aufmachten, um den Weg zur Machtergreifung der Nazis und deren Folgen zu analysieren (erstaunlicherweise unter völliger Ausblendung des Antisemitismus). Schon damals und zeitlebens war sie von der normierenden Kraft universaler Moralprinzipien überzeugt, stets im konkreten Engagement für Benachteiligte und Unterdrückte unterwegs: Lieber nationale Erniedrigung als Krieg – war ihre ausdrückliche Konsequenz. Dann aber, seit der Appeasement-Politik der Großmächte und dem sichtbarer werdenden Vernichtungswillen Hitlers, kam es zur Differenzierung, ja zur Wende ihres Denkens. Betroffen musste Weil einsehen, dass radikaler Kriegsverzicht den Aggressor noch gefährlicher macht. Es braucht entschiedene, eben auch militärische Gegenwehr.



Wie immer bei Weil entspricht dem Denken das Tun, der theoretischen Einsicht das konsequente Engagement: Sie geht im August 1936 nach Barcelona, um freiwillig gegen Franco mit zu kämpfen – ein kurzes Abenteuer nur aufgrund von Unfall und Unfähigkeit, aber mit folgenreicher Selbsterfahrung und geschärftem Blick für den irrationalen Charakter (je) des Krieges. Hellsichtig sieht sie früh den Zweiten Weltkrieg heraufkommen. „Wir stehen am Anfang einer Phase, wo man in allen Ländern die unglaublichsten Dummheiten begehen wird und sie werden dabei ganz natürlich erscheinen“, so beschreibt sie im Frühjahr 1937 das Entstehen totalitärer Staaten und globalen Unheils. Zum Hintergrund und Kontext des hier vorgelegten Textes gehört im Übrigen auch Weils Wende zur Religion und zum Christentum, endgültig durch spirituelle Erfahrungen im Jahre 1938 – ein Aspekt, der im glänzenden Essay von Matz unterbestimmt bleibt.

Weils Text, sprachlich und argumentativ bestehend, ist ein Dokument friedenspolitischer Spiritualität mit scharfer Analyse zerstörerischer Gewalt schon in Sprache und Propaganda, erst recht in militärischer Dramatik und vernichtender Dynamik. Die homerische Dichtung auf den trojanischen Krieg dient ihr als höchst aktuelle Referenz: für sie das unerbittlichste Gewalt-Epos der westlichen Kultur bisher. Nach Vorarbeiten 1938/39 geschrieben und 1940/41 veröffentlicht, kann dieser Essay als Schlüsseltext einer lebenslangen Bemühung um Frieden und Menschlichkeit gelten, schließlich gegengezeichnet durch Weils Gang zu de Gaulle und in den Widerstand von London aus, wo sie bekanntlich 1943 stirbt.

Immer wieder umkreist sie das Thema aktueller und struktureller Gewalt und deren Tendenz zur Verdinglichung und Versklavung von allen und allem. „Die Gewalt, die tötet, ist eine summarische, grobe Form der Gewalt. Um wie vieles verschiedenartiger im Vorgehen, um wie vieles überraschender in den Wirkungen ist die andere Gewalt, jene, die nicht tötet; das heißt, die noch nicht tötet ...“ (11) Im Denken Weils ist Sklaverei der Inbegriff des Unglücks überhaupt: „Man kann nicht mehr verlieren, als der Sklave verliert; er verliert jedes innere Leben“, jede Würde (20). Die Gewalt „versteinert die Seelen derer, die erleiden, und derer, die sie ausüben“ (42), alle und alles ist toxisch infiltriert, schier unentrinnbar. Immerhin sieht Weil im homerischen Epos der Gewalt hin und wieder die Alternative aufblitzen: reine Momente des Innehaltens, des Racheverzichts, gar der Liebe. Deren „reinsten Triumph, ... die höchste Gnade im Krieg ist die Freundschaft, die aufsteigt im Herzen von Todfeinden.“ (47) Diese Perspektive sieht sie in den Passionsgeschichten des Christentums aufgenommen, dieser Sklavenreligion par excellence -- eine Zentralperspektive ihrer (späteren) Mit-Leidensmystik der Gewaltlosigkeit. Aber

faktisch läuft die inspirierende Studie doch auf eine fast dualistische Alternative zu: völlige Gewaltverfallenheit (christlich: Sünde) hier und Rettung nur „übernatürlich“ dort – in jedem Fall freilich mit dem kategorischen Imperativ im abschließenden Doppelpunkt (58), „dass man die Gewalt niemals bewundern soll, die Feinde nicht hassen und die Unglücklichen nicht verachten. Man muß bezweifeln, dass das bald geschieht.“

Wer dieses politisch-religiöse Denken Weils noch genauer kennenlernen will, sollte unbedingt ihre anderen Arbeiten dazu lesen: Simone Weil, Krieg und Gewalt. Essays und Aufzeichnungen (diaphanes-Verlag Zürich 2011).

Gotthard Fuchs

Byung-Chul Han
Sprechen über Gott
Ein Dialog mit Simone Weil

Berlin: Matthes & Seitz Verlag, 2025

126 Seiten

14,00 €

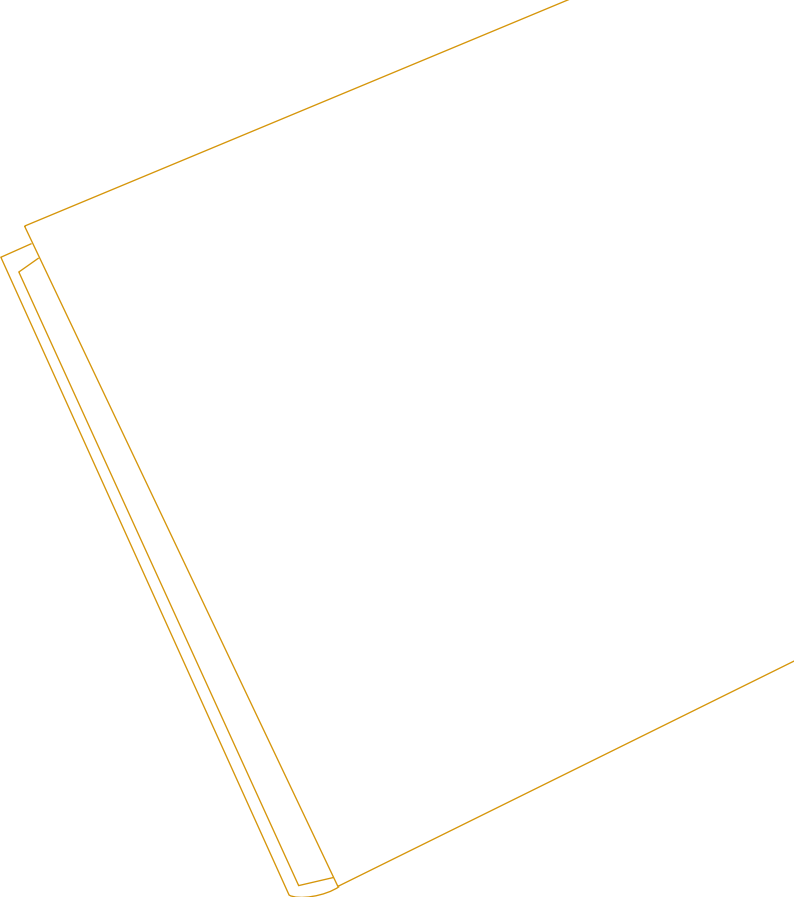
ISBN 978-3-7518-3032-4

Man nimmt teil am Zwiegespräch zwischen Freunden: Der Berliner Philosoph Byung-Chul Han (geb. 1959) spricht in Verehrung und Liebe mit seiner Gesprächspartnerin Simone Weil (1909-43). Dieses spürbare Höchstmaß an Empathie und Einverständnis sagt viel über die Gemeinsamkeit beider und fördert eine Fülle jener bergkristallklaren Aphorismen ans Licht, die sich in der faszinierenden Denklandschaft Weils finden. Han erweist sich als gelehriger Schüler mit reich gefülltem Zettelkasten von Weil-Zitaten, die er systematisierend einordnet und kultur- wie kapitalismuskritisch zuspitzt. Zentralbegriffe Weils werden zu Magnetfeldern, um ihr in der Tat extrem inspirierendes Denken zur Geltung zu bringen. (Sekundärliteratur zu Weil wird kaum berücksichtigt, die Lektüre der französischen Denkerin bezieht sich auf wenige, freilich grundlegende Texte in deutscher Übersetzung).

Zuerst geht es um Weils Ethik und Politik der Aufmerksamkeit – ganz im Sinne von Hans Vorläuferband „Vita contemplativa“ und mit kräftiger Kritik an jener grassierenden „Aufmerksamkeitsindustrie“, die die vorherrschende Optimierungssucht bedient und auf entsetzliche Weise mit jenem schöpferischen Warten vertauscht wird, auf das es theologisch wie philosophisch ankäme. Entgegen dem vorherrschenden Terror, ein Jemand zu sein und etwas aus sich machen zu müssen, besteht Weil hingegen auf kreativer Selbstzurücknahme als Urakt des Schöpferischen und der Schöpfung: Decreation ist deshalb das zweite Codewort, Entschaffung als Geheimnis und Ur-Sprung von allem. „Das lärmende Ich“, das sich überall zum Zentrum erklärt und performen muss, ist mit seinem strukturellen Narzissmus das



genaue Gegenteil (44). Nicht „Priester“ und „Unternehmer seiner selbst“ soll der Mensch nach Weil und Han sein; im Sinne großer mystischer Traditionen kommt es für den Prozess gelingender Menschwerdung gerade darauf an, sich selbst zurückzunehmen und zu „vernichten“, damit Wahrheit zur Welt komme und alles bestimme: Entschaffung um der Schöpfung, Leerwerden um der Er-Füllung willen. Diese kreatorische „Theodynamik der Leere“ (53) kann durchaus als Herzstück des Weil’schen Denkens begriffen werden, prägend für ihr Gott-Denken wie für ihre Auffassung von Welt und Mensch.



Damit hängt zentral auch ihr Verständnis von „nichthandelndem Handeln“ zusammen, von Nicht-Tätigkeit (m.E. genauer als Hans „Untätigkeit“), von schöpferischer Passivität (gerade der Dinge und der Materie) und einer radikal selbstlosen Lebensform, nicht zuletzt in Weils eigener Biografie. Sehr treffend betont Han Weils Be-Deutung von Schönheit und Unglück (bzw. Schmerz und Leid) als Initialen zur Ankunft des „Übernatürlichen“. Solch ein Zentralbegriff Weils lässt theologisch freilich aufhorchen. Denn genauer wäre (wie auch bei Meister Eckhart z.B.) zu bedenken, wie sich Weils stark platonisches Gott-Denken zum christlichen Gottesbekenntnis verhält. Vom Titel her war zu erwarten, dass Han hier mehr Brücken gebaut hätte gemäß seinem treffenden Fazit: „Nicht Gott ist tot. Tot ist der Mensch, dem sich Gott offenbarte.“

In jedem Fall liegt hier eine sehr empfehlenswerte und kundige Vermittlung von Weils Aktualität vor: „Angesichts zunehmender Zerstörung der Schönheit der Welt und des erneut grassierenden Nationalismus und Fremdenhasses ist Weils absoluter Universalismus heutiger notwendiger, ja zwingender denn je.“ (61f)

Gotthard Fuchs

Engelbert Recktenwald
Am Ende wartet Gott
Versuche, die Philosophie zu Ende zu denken

Illertissen: Media Maria Verlag, 2025

160 Seiten

17,95 €

ISBN 978-3-947931-61-3

Auch das neue Buch des Priesters, Philosophen und Theologen Engelbert Recktenwald kreist um die existenzielle Erfahrung des Gewissens, die er bereits in seinem Band „Wirklichkeitserschließendes Sollen“ von 2023 philosophisch ausgelotet hat. Eine Erfahrung, die nach eigenem Bekenntnis zu Beginn seines geistigen Weges entscheidend war für die Überwindung einer quälenden Krise, in die ihn die moderne Unterminierung des Wahrheitsbegriffs gestürzt hatte. Achtzehn Kapitel nähern sich dem Thema von unterschiedlichen Problemstellungen aus an, aber alle Zugänge führen zu der untrüglichen Gewissheit, die im Sittengesetz zu finden ist, und notwendig darüber hinaus zur Anerkennung der Existenz Gottes.

Einen ersten Zugang eröffnet der Zusammenhang zwischen Sittlichkeit, Sinnfindung und Glück. Wenn Sinn nicht flüchtig und relativ sein soll, muss er sich auf etwas Unbedingtes stützen, nämlich auf das Gute, das im Sittengesetz als Wert und objektive Norm vom Gewissen erkannt wird. Damit ist es zugleich Quelle des Glücks, denn, indem man sich daran ausrichtet, nimmt man teil an dem Erhabenen und Unbedingten, das nur Gott sein kann. Er ist ja als das Gute selbst das Sittengesetz in Person. Der scheinbare Widerspruch zwischen Glücksstreben und moralischem Handeln, bei dem man eigene Interessen zurückstellt oder sogar Nachteile in Kauf nimmt, löst sich auf, wenn moralgeleitetes Leben als gelingendes erfahren wird. In der liebenden Hinwendung zu den Nächsten strahlt das ihnen damit ermöglichte Glück nämlich zurück als eigene tiefe Zufriedenheit, die jedes selbstbezogene Glück übersteigt, weil sie in Einklang ist mit dem Guten selbst und der Liebe Gottes. Daraus ergibt sich für den Autor eine Kritik an Gesetzesethiken, wie sie u.a. Kant vertreten hat, die rein in der Erfüllung von Pflich-



ten die moralisch gute Handlung sehen. Die Liebe sei vielmehr die „Mitte der Moral“. Dieser Zusammenhang von Moral, gelingendem Leben und Glück verweist als Nebenbefund auch auf einen wichtigen Gedanken zur Begründung der Theodizee, denn gelingen kann das Leben von Menschen nur dann, wenn es in einer Welt stattfindet, die Herausforderungen bietet und in der auch Scheitern und Versagen möglich ist. Eine paradiesische, aber unfreie Welt ohne Widerständiges und die Möglichkeit des Bösen böte das nicht.

Die Diskussion atheistischer Moralauffassungen ist ein weiterer überzeugender argumentativer Zugang des Autors. Philosophen, die ein naturalistisches Menschenbild vertreten, bestreiten die Objektivität des Sittengesetzes bis hin zu Nietzsches radikaler Behauptung, dass die Stimme des Gewissens eine Erkrankung sei, die den Menschen degenerieren lässt und seine Raubtierkräfte mit einer Sklavenmoral fesselt. Recktenwald diskutiert die beiden Konsequenzen, die sich für einen Atheisten aus der realen Erfahrung des Gewissens ergeben. Entweder sie leugnen dessen Geltung, indem sie es zu einer naturalistisch erklärbaren Illusion umdeuten, müssen dann aber zugeben, dass alles erlaubt

ist, eine Erkenntnis, die den jungen Intellektuellen Iwan in Dostojewskis „Die Brüder Karamasow“ in eine schwere seelische Krise gestürzt hat. Oder sie schrecken vor dieser dem allgemeinen Empfinden und der Realität des Gewissens widersprechenden Annahme zurück und müssen dann zeigen, wie sich die Geltung der Moral ohne einen absoluten Urheber, also ohne Gott, begründen lässt. Diese Versuche gibt es. Sie scheitern jedoch daran, dass etwas Kontingentes, das nach naturalistischer Vorstellung aus einer zufallsgesteuerten Entwicklung hervorgegangen ist, keine objektive Geltung haben kann. Moralische Werte und Normen sind, wie Recktenwald formuliert, „in einem naturalistischen Weltbild Fremdkörper“. Damit ergibt sich ein „moralischer Gottesbeweis“, der aus der Objektivität des Sittengesetzes auf die notwendig anzunehmende Existenz Gottes schließt.

Weitere Sondierungen, wie etwa die Kritik an Magnus Striets Freiheitstheologie, nach der Gott sich den moralisch-ethischen Maßstäben des Menschen beugen muss, der Mensch mithin in absurder Weise, wie der Autor treffend formuliert, „Gesetzgeber Gottes“ wird, sodann die Aufdeckung der Schwachstellen des Versuchs von Julian Nida-Rümelin, einen moralischen Realismus zu formulieren, der Gott ausklammert, ein Blick auf den Konversionsweg von C.S. Lewis sowie auf Viktor E. Frankls psychotherapeutische Deutung des Gewissens, eine Interpretation des Werks von Tolkien und anderes mehr nehmen dieselbe zentrale Erkenntnis in den Blick, aus verschiedenen Perspektiven, die sich nach dem Bild des Autors „wie Puzzleteile zu einem Ganzen zusammenfügen“.

Der Band schließt mit einer längeren Meditation des erschütternden und unabweisbaren Gedankens, der sich aus dem Sittengesetz und der Existenz Gottes ergibt, dass alles, was wir in diesem Leben an Gutem und Bösem wirken, ewig weiterwirkt, den Heilsplan Gottes fördernd oder hemmend. Göttliche Gnade und menschliche Freiheit wirken dabei zusammen, jeder Mensch an dem Platz, an den er gestellt ist, der kein herausgehobener sein muss.

Engelbert Recktenwald hat damit ein weiteres wichtiges Buch vorgelegt, das in Zeiten, in denen selbst Theologen den Menschen zum „Gesetzgeber Gottes“ machen wollen, eine klare moralphilosophische Orientierung bietet.

Hartmut Sommer

Wilfried Härle

Ja, aber!

Ein Streitgespräch zwischen Glauben und Zweifel

Berlin/Boston: Walter de Gruyter Verlag, 2025

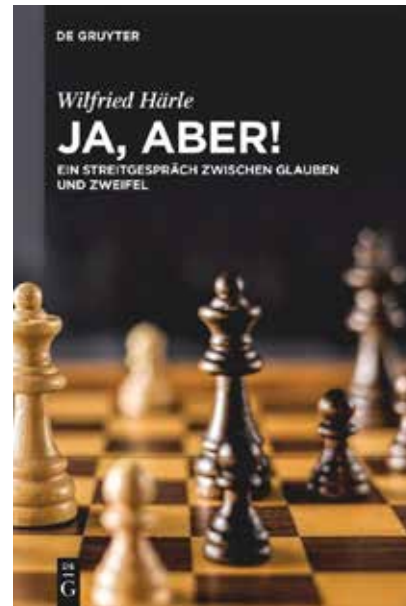
186 Seiten

29,95 €

ISBN 978-3-11-157382-3

Wie kann der christliche Glaube in der Gegenwart intellektuell verantwortet werden? Wie sind seine zentralen Lehren von ihren biblischen Ursprüngen sowie auch von der lutherischen Tradition her zu verstehen? Diesen elementaren Fragen geht der emeritierte Theologe Wilfried Härle im vorliegenden, auch für Nichtfachleute verständlichen Buch nach.

Zunächst wird fundamentaltheologisch auf Kritikpunkte der Aufklärungsphilosophie am Glauben eingegangen – allerdings streng existenziell gewendet, wie es für protestantisch profilierte Überlegungen erwartbar ist. Anschließend kommt es zu einer eingehenden Beleuchtung systematisch-theologischer Aspekte. Härle lässt dazu zwei Personen auftreten, die er, anders als beispielsweise Platon oder Pascal, als innere Stimmen einführt. „A“ vertritt die Position eines vernunftbasierten Vertrauens in eine gütige Macht, welche die Schöpfung trägt und sich im Wort der jesuanischen und kirchlichen Verkündigung artikuliert. „B“ ist Skeptiker, der das weltanschauliche Konstrukt christliche Religion grundsätzlich in Frage stellt, sich jedoch für hermeneutische Detailprobleme der Überlieferung interessiert und darüber hinaus überhaupt sehr informiert zeigt. Der Dialog ist im Kern als ein Stück Theologiegeschichte der Neuzeit zu lesen, deren Adressatenkreis man sich im Wesentlichen als Studierende, Lehrkräfte an weiterführenden Schulen sowie Akademiebesuchende vorstellen kann.

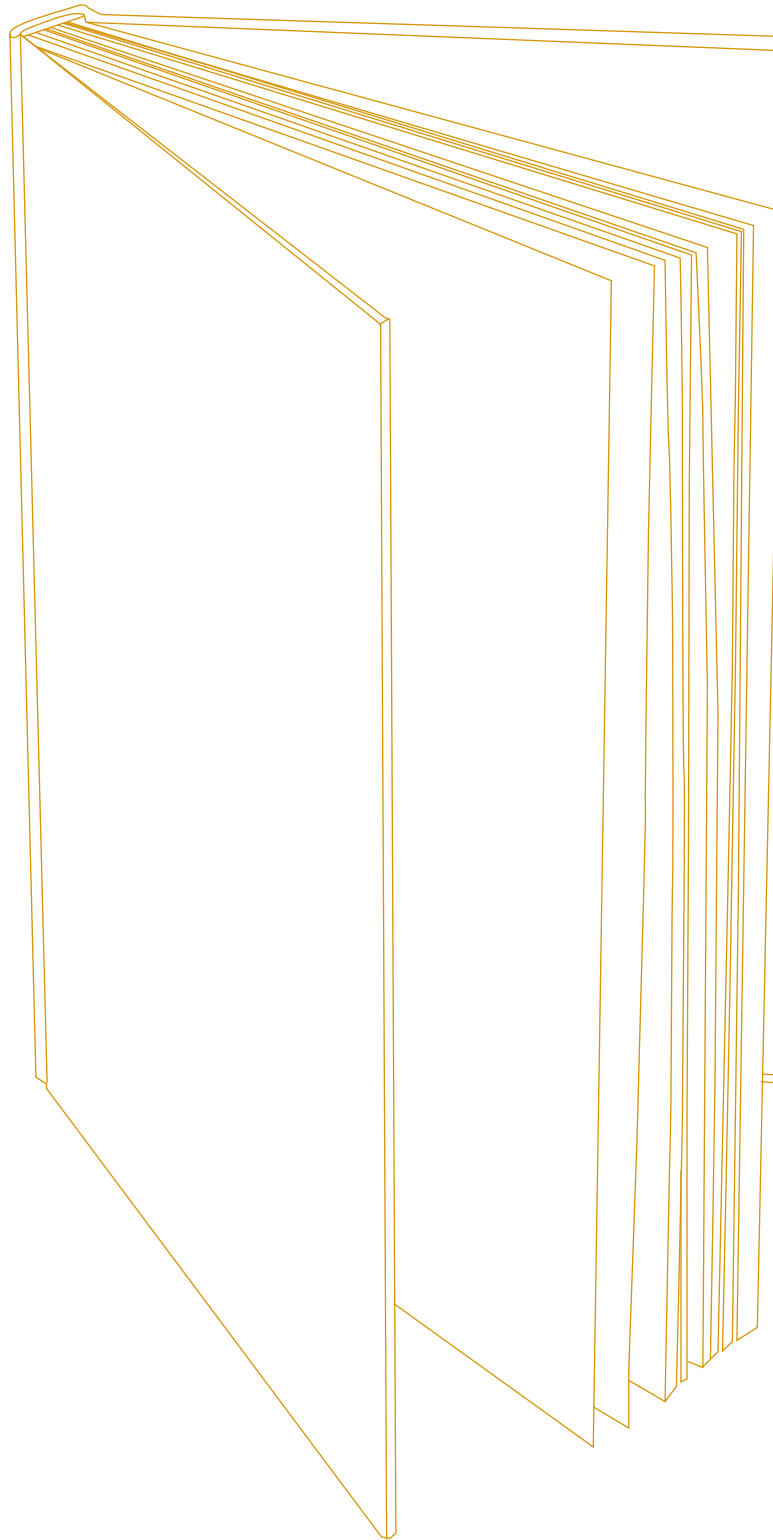


Gegliedert ist das Buch formal in sieben Kapitel, die jeweils mit sachbezogenen Fragen überschrieben werden. Nach einer Einführung in den Gottesbegriff, die eine starke biblisch-hermeneutische Akzentuierung erfährt und den methodischen Zweifel als Instrument der Theologie rechtfertigt, steht das Thema des Schöpfungsglaubens in allen seinen Facetten im Zentrum der Reflexion. Interessant ist, dass bei der Frage des Verhältnisses von Glaube und Naturwissenschaften eine „Beweislastumkehr“ stattfindet und „B“ in die Rolle des Angefragten hineingestellt wird. „A“ vertritt eine im Ganzen pantheistische Position, die sich abgrenzt von einem personal-theistischen Gottesbegriff einerseits sowie pantheistischen oder deistischen Ansätzen andererseits. Gleichwohl bleiben die Theodizeeproblematik oder die Frage nach dem Sinn des christlichen Bittgebets nicht ausgeklammert. Härle folgt im Ganzen der neueren Theologie, die sich von einem supranaturalistischen Wunderglauben distanziert und christliche Existenz als Einschwingen in den Willen Gottes definiert.

Die zweite Hälfte des Buches nimmt neben Aspekten der Sakramentenlehre, also Abendmahls- und Taufverständnis, auch religionskritische Triggerpunkte des zwanzigsten Jahrhunderts in den Blick: Sühnetodtheologie, Auferweckung Jesu, Jungfrauengeburt, Gottessohnschaft. Härle gelingt es, die diesbezüglichen theologischen Diskurse zu elementarisieren und dabei die Dialogform durchzuhalten. Einen Schwerpunkt bildet, nicht überraschend, eine Klärung der Versöhnungslehre. Ausgeklammert bleiben hingegen ekklesiologische, ökumenische und kirchenpolitische Problemstellungen, aber auch Fragen der Politik sowie des interreligiösen Dialogs. Die Ethik wird im Kontext der von Härle skizzierten Auseinandersetzung um die neuzeitliche Begründung von Menschenwürde eher gestreift. Damit macht Härle unmissverständlich deutlich, was seiner Ansicht nach in der Gegenwart Priorität für eine theologische Bildung in lutherischer Tradition haben muss und was nachrangig sein kann.

In den letzten Jahren hat sich mit Blick auf die drei Ausbildungsphasen von Religionslehrkräften konfessionsübergreifend ein Nachdenken darüber eingestellt, wie theologische Inhalte elementarisiert und persönlich gewendet werden können, so dass sie Grundlage einer didaktischen Professionalität werden können. Das vorliegende, auch für katholische Leserinnen und Leser empfehlenswerte Buch von Härle kann durchaus als Beitrag zu diesem wichtigen Anliegen gelesen werden.

Günter Nagel



Claudia Paganini

Der neue Gott

Künstliche Intelligenz und menschliche Sinnsuche

Freiburg: Herder Verlag, 2025

192 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-451-60146-0

Claudia Paganini diskutiert die These, ob es nicht plausibel sei, dass die Interaktion zwischen Menschen und KI-Systemen heute eine neue Religion hervorbringen könnte. Anhand der klassischen Gottesprädikate wie Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit oder Gerechtigkeit lotet sie aus, ob wir dabei seien, einen neuen Gott – einen KI-Gott – zu erschaffen, der endlich all jene Prädikate einlösen könne, die dem monotheistischen Gott der abrahamitischen Religionen zugesprochen wurden. Um der These eines neuen KI-Gottes auf die Spur zu kommen, entscheidet sie sich dafür, Religion(en) unter einer funktionalistischen Lesart zu dechiffrieren. Religionen sind für sie Bedürfniserfüller, die Sehnsüchte von Menschen stillen, etwa die Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Unsterblichkeit, Leidlosigkeit etc. Dafür hätten Menschen Götter oder einen Gott entworfen, erschaffen oder projiziert, der oder die ihnen kompensatorisch zur Seite stünden.

Laut Paganini befinden sich die Religionen heute in einer Krise, die mit Modernisierung, Entzauberung der Wirklichkeit und Säkularisierung zusammenhängt. Weil Krisen Scheidungsprozesse seien, sieht Paganini am Horizont einen neuen Gott aufsteigen, der die eingerosteten Anknüpfungspunkte menschlicher Bedürfnisse neu beleben könnte. Der neue Gott ist für Paganini ein technisch hervorgebrachtes digitales Gegenüber, das in wenigen Jahren so weit sein könnte, all die klassischen Gottesprädikate zu erfüllen. Er könnte über Allmacht verfügen – denn wer, wenn nicht die alle möglichen Datensätze aufsaugende KI, kann einen echten Überblick über das menschliche Wissen gewinnen? Der neue KI-Gott könnte gerecht sein wie kein anderer zuvor. Darüber hinaus wäre er in der Lage, das menschliche Urbedürfnis nach Anerkennung und Geliebtwerden



zu erfüllen, denn niemand hört geduldiger und aufmerksamer zu als eine eigens dafür programmierte KI. Alles in allem könnte die Menschheit ein neues Stadium einer Technikreligion erreichen, die zum ersten Mal wirklich funktionieren würde.

Die Philosophin und Theologin hat ein provokantes Buch geschrieben, weil sie nicht erkennen lässt, ob sie das wirklich ernst meint oder nicht. Angenommen, Paganini möchte provozieren und durch eine bewusst karikierende Überspitzung davor warnen, in welche Richtung sich die menschliche Spezies gerade entwickelt, so ist ihr Buch gelungen. Meint Paganini hingegen ernsthaft, dass KI den religiösen Glauben ersetzen werde und darin womöglich etwas Begrüßenswertes stecken könnte, muss man sich wundern. Denn obwohl es beunruhigende Entwicklungen gibt, die zeigen, dass Menschen KI mehr vertrauen als ihren Mitmenschen und mitunter echter Beziehungsersatz stattfindet, zeigt die Religionssoziologie doch, dass wir weit davon entfernt sind, dass Menschen einen KI-Gott anbeten. In Lateinamerika, auf dem afrikanischen und asiatischen Kontinent, wo das Christentum wächst, sieht es nicht danach aus, dass Gott durch KI ersetzt wird.

Neben diesem statistischen Befund muss sich Paganini fragen lassen, ob ihr Begriff von Religion adäquat ist. Denn sie betrachtet Religion rein funktional von außen, also atheistisch. Für ihre These wäre jedoch eine Perspektive auf Religion von innen, also eine theologische, ebenso wichtig, wenn nicht sogar ausschlaggebend. Denn wenn der KI-Gott den Gott des Glaubens ersetzen soll, dann muss dieser auch für glaubende Menschen überzeugender sein als der „alte“ Gott. Aus einer intrinsischen Sicht ist Religion für einen glaubenden Menschen jedoch immer mehr als bloße Bedürfniserfüllung. Religion ist sinnstiftend, weil es für glaubende Menschen den Gott der Offenbarung wirklich gibt – nicht, weil er eine nützliche Funktion für sie hat.

Aus dieser Perspektive ist nicht ersichtlich, wie ein technisch produziertes digitales Gegenüber denselben Raum einnehmen kann, den für glaubende Menschen Gott einnimmt. Gott, so lautet die Definition des Vierten Laterankonzils von 1215, ist immer größer und unangemessener als jeder noch so große Begriff von ihm. Die Unähnlichkeit wächst mit der vermuteten Ähnlichkeit. Gott adäquat zu denken heißt, ihn in der Verneinung mitzudenken. Der KI-Gott ist gegenüber diesem „Deus absconditus“ bloß ein kleines Lichtlein menschlicher Selbsterlöszwänge.

Lesen Sie dennoch Paganini, denn bedenkenswert ist das allemal – egal, ob Sie den Text als Karikatur, als Mahnung oder als Dystopie lesen wollen.

Johannes Lorenz

Ulrich Steinvorth

Was Philosophie war, ist und sein kann
Eine kurze historische Einführung

Stuttgart: Reclam Verlag, 2025

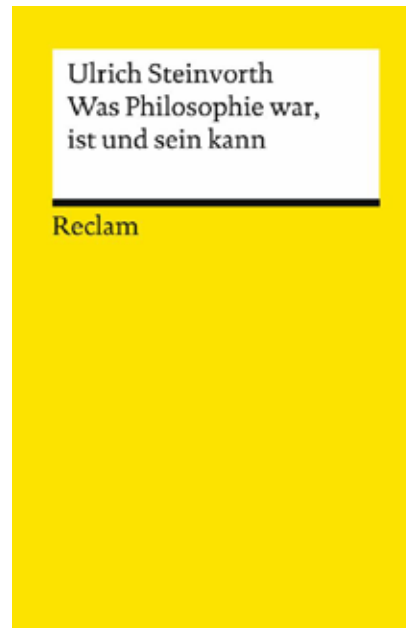
112 Seiten

7,00 €

ISBN 978-3-15-014677-4

Ulrich Steinvorth (*1941) war bis zu seiner Emeritierung Professor für praktische Philosophie an der Universität Hamburg und anderen Bildungsstätten im In- und Ausland. Die Hauptthesen des Buches kann man so zusammenfassen: Philosophie hat seit ihren Anfängen mit zwei Aufgaben zu tun: Die Seinsfrage dient der Klärung der Wahrheit. Unentschieden ist, ob das entscheidende Wahrheitskriterium als Übereinstimmung mit der Wirklichkeit oder als Kohärenz einer Theorie verstanden werden kann. Doch braucht die Philosophie diese Debatte nicht mehr umzutreiben, weil sie die Beurteilung der Seinsfrage an die Wissenschaft abgetreten hat. Demzufolge ist die zweite Aufgabe der klassischen Philosophie die Sinnfrage, seit der Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft die einzige Problemstellung – deren Bearbeitung Domäne der Philosophie geblieben ist.

Steinvorth fordert von der Wissenschaft, dass sie unpolitisch zu sein hat; andernfalls wird sie zur Ideologie, die ihre Wahrheitsansprüche – und seien es krasse Fake-News – mit Macht durchsetzt. Auf der Suche nach einem Kriterium der Sinnfindung greift Steinvorth auf die Idee der Autotelie bei Aristoteles zurück. Autotel sind Werte, die um ihrer selbst willen angestrebt werden. Zum näheren Verständnis geht der Autor auf Max Webers Theorie der Wertsphären ein, nach der es in den verschiedenen Tätigkeitsfeldern des Menschen – z.B. Wissenschaft, Kunst, Religion, Erotik – Ziele gibt, die um ihrer selbst willen gelten. Webers Kritik am Kapitalismus diagnostiziert, dass sich in ihm das autotele Handeln des souveränen Individuums zu heterotelem Handeln zwecks Profitmaximierung zurückentwickelt hat.

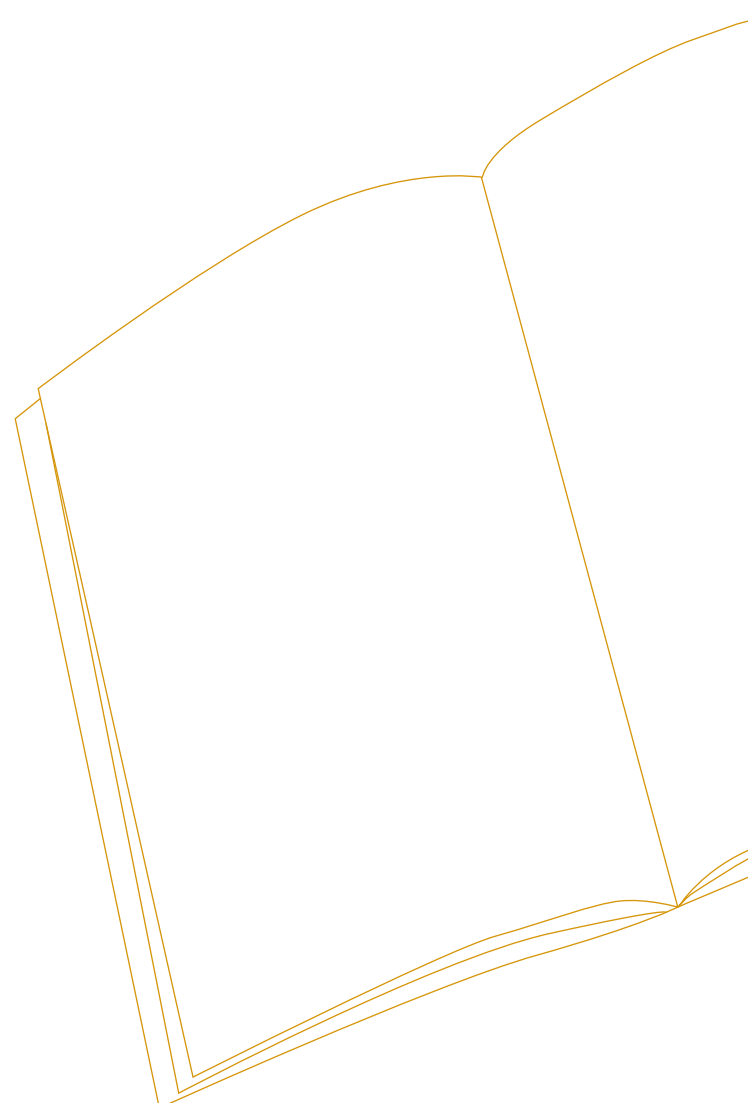


Im abschließenden Kapitel befasst sich Steinvorth mit der Ästhetik. Alles kann Kunst werden, auch Marcel Duchamps Pissier, sofern wir es als Kunst betrachten, also darauf mit Staunen und Schrecken reagieren können. Für Autotelie reicht es nämlich nicht, unnützlich zu sein, sondern Handlungen müssen einer Wertsphäre zugeordnet werden können, und das gilt nicht allein für Kunst, sondern für die anderen Wertsphären auch. Kunst ist für Steinvorth der älteste Weg, das Göttliche, also die Bedeutung von allem, zu verstehen, lange vor der Einführung religiöser Riten und Lehren. So macht sie etwas an der Welt verstehbar, was in der Begrifflichkeit sowohl des Christentums als auch der Wissenschaft verloren geht.

An dem Anspruch, auf 112 Seiten eine Philosophiegeschichte als „Überblick von der Antike bis zur Gegenwart“ zu bieten, kann ein Buch nur scheitern. Denn Philosophiegeschichte müsste natürlich auch über andere Epochen und Kontinente reden als die griechisch-römische Antike, die europäische Aufklärung und die westliche Moderne, auf die sich das Buch beschränkt. Es leuchtet mir auch nicht ein, „Wissenschaft“ (Singular) zum alleinigen „Richter über die Seinsfrage“ zu ernennen. Dass Physik, Biologie, Geschichtswissenschaft, Meteorologie gute Arbeit bei der Erforschung ihrer Gebiete machen, steht nicht in Frage, aber wie man alles, was zu den Wissenschaften gehört, von menschlichen Bemühungen unterscheiden kann, die diesem Anspruch nicht gerecht werden, bleibt meines Erachtens eine genuin philosophische Frage.

Das Buch ist also nicht als „Philosophiegeschichte“ lesenswert, sondern als Entfaltung der Thesen seines Autors und ihrer historischen Bezüge.

Karl Vörckel



Thomas Nagel

**Moralische Gefühle, moralische Wirklichkeit,
moralischer Fortschritt**

Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2024

111 Seiten

23,00 €

ISBN 978-3-518-58828-4

Fast vierzig Jahre ist es her, dass Thomas Nagels „Eine ganz kurze Einführung in die Philosophie“ unter der Frage „Was bedeutet das alles?“ für Furore sorgte, sein deutscher Übersetzer die Direktheit und Leichtigkeit dieses philosophischen Propädeutikums lobte. Dieses Büchlein trat seinen Siegeszug auch an den Schulen im deutschsprachigen Raum an. Das trifft ebenfalls auf seinen Aufsatz „What is it like to be a Bat“ („Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?“) aus dem Jahre 1974 zu. 2025 schaffte er sogar den Sprung auf die Bühne des Hamburger Schauspielhauses und wurde in „Vampire’s Mountain“ rezipiert. Nagels Philosophie wurde populär.

Nun ist Nagel mittlerweile 88 Jahre alt, sein neuestes in deutscher Übersetzung erschienenes Buch ist schmal und enthält unter seinem etwas ungelassenen Titel zwei Aufsätze. Der erste unter der Überschrift „Bauchgefühle und moralisches Wissen“ erschien erstmals 2021 in der „London Review of Books“, der zweite war bislang unveröffentlicht. Ganz so leicht macht Nagel es seiner Leserschaft trotz aller Konkretisierungen nicht.

Beginnen wir daher mit einem seiner konkreten Beispiele. Es kann für den Leser zum Gedankenexperiment werden. Der Philosoph Stuart Hampshire musste sich im 2. Weltkrieg als Mitglied des britischen Militärgeheimdienstes entscheiden, ob er einen Kollaborateur über dessen drohende Hinrichtung belügen sollte, um von ihm für die Alliierten nützliche Hinweise zu bekommen. Es gab diese Möglichkeit, den Mann vor dem Erschießen zu bewahren,



in Wirklichkeit nicht. Hampshire widersetzte sich. Ist eine Lüge nicht per se verwerflich? Nagel gelingt es auf diese Weise, auf einen grundlegenden moralischen Konflikt und die Unterscheidung zwischen einer konsequentialistischen Auffassung des Regelutilitarismus und einer deontologischen Intuition hinzuleiten. Eine Auseinandersetzung mit der Position David Humes, diesem „brillanten Beitrag zur Moralphilosophie“, muss wohl auch deshalb knapp ausfallen, weil es sich bei Nagels Text um eine Rede bei einer Preisverleihung handelte. Er bedenkt „das Für und Wider für jede Seite des Dilemmas“ und bezieht seine Leser in die Überlegung mit ein: Ist es nicht so, dass der Regelutilitarismus zwar nicht die Deontologie beseitigen will, wohl aber ihm daran gelegen ist zu zeigen, dass sie moralisch nicht grundlegend ist. Wäre es ein moralischer Fortschritt, deontologische Grenzen als „grobe Leitlinien“ anzusehen? Man könnte Ihnen Respekt zollen je nach dem, „wie ihr verhältnismäßig strenger Schutz wirklich dem Wohl der Gesellschaft oder der Menschheit als ganzer dient“.

Dem Fortschrittsgedanken widmet Nagel den zweiten Teil seines Buches. Wir wissen um Fortschritt in den Bereichen Technik, Wissenschaft, Wirtschaft oder Recht und sind uns auch mit Nagel darüber im Klaren, dass z. B. wissenschaftliche Entdeckungen etwas „über die Welt, das lange wahr war, bevor wir es entdeckten“, enthüllen. Nagel als moralischer Realist betont, dass es kein metaphysisches Bild von einer zeitlos gültigen moralischen Wahrheit geben könne. Stellen wir uns also Moral als einen Aspekt der praktischen Vernunft vor. Der Leser muss sich mit Nagels Auffassung auseinandersetzen, dass moralische Wahrheiten von praktischen Gründen handeln, die Antworten auf die Frage geben, wie jemand handeln soll. Moralische Gründe zu verstehen ist für Nagel eine speziell menschliche Eigenschaft, über auch schon kleine Kinder verfügen, die die Überzeugungen oder Wünsche anderer im Hinblick auf ihre eigenen Absichten verstehen können. Da äußert sich unausgesprochen eine didaktische Legitimierung des Philosophierens mit Kindern in ethischen Fragen.

Moralischen Fortschritt erläutert Nagel an mehreren Beispielen: an sozialer und wirtschaftlicher Ungleichheit, am Verständnis von Leibeigenschaft und Sklaverei, an Eigentumsrechten, Meinungs- und Religionsfreiheit. Die universalisierende Erkenntnis eines objektiven Wertes der Interessen aller Menschen oder aller fühlenden Wesen (damit ist schon ein Übergang zu Tierrechten gegeben) muss allerdings immer noch in eindeutige Handlungsgründe oder Leitlinien überführt werden.

Nagels Ausführungen über Sex und Moral am Schluss des Buches werden vielleicht nicht jedem gefallen. Er konzediert zwar, dass sexuelle Belästigung mehr als eine zwischenmenschliche Grenzüberschreitung, vielmehr eine „Form sozialer Ungerechtigkeit“ ist, gibt aber zu bedenken, dass nicht jede Äußerung unerwünschter sexueller Anziehung sofort als Beeinträchtigung des Gegenübers gewertet werden müsse. Bedenkenswert ist Nagels Feststellung, dass „unkorrektes Verhalten im Privatleben“ künstlerisches oder berufliches Ansehen nicht zerstören dürfe. In diesem Zusammenhang warnt er vor vorschnellem institutionellem Vorgehen, da Bestrafungsrichtlinien für „jede unsensible Bekundung sexuellen Interesses“ lähmend wirken könne. Aktuell betreffe das in Deutschland die politische Diskussion, ob Catcalling, diese verbale Form der Belästigung, einen Straftatbestand darstellen soll.

Thomas Nagel ist Realist und gleichzeitig – immer noch – ein Optimist. Wenn er am Schluss seiner Ausführungen von einer umfassenden Steuerung auf Weltebene spricht, so denken wir zunächst an den zu beobachtenden Verlust an moralischer Erkenntnis, an einen Rückbau dessen, was wir als moralischen Fortschritt zu sehen gewohnt sind. Nicht nur philosophieinteressierten Leserinnen und Lesern sei daher die Lektüre dieses Buches zu empfehlen. Dass auch diejenigen, die unsere Welt steuern, es lesen, das ist wohl doch eine zu optimistische Hoffnung.

Jutta Kähler

Martin M. Lintner

Jenseits der Verbote

Katholische Sexualmoral im Umbruch

Freiburg: Herder Verlag, 2025

143 Seiten

16,00 €

ISBN 978-3-451-03465-7

Hochmut kommt vor dem Fall. So mag man die Geschichte der katholischen Sexualmoral zusammenfassen! Das Lehramt und seine Exekutoren, die über Epochen hinweg alles zu diktieren suchten, die jeden noch so komplexen oder intimen Fall einer rechtlichen Entscheidung zuführten, werden nun auf weiten Feldern mit Nichtbeachtung bedacht, mit Empörung oder mit Ironie. Das ist angesichts der Lebensferne und der Skandale nachvollziehbar, zugleich aber auch ein Verlust. Denn die Materie, um die es geht, ist zutiefst in die – biologische wie kulturelle – DNA des Menschen eingeschrieben und die Gestaltung von Liebe, Partnerschaft und Sexualität ist eine so wunderbare wie anspruchsvolle, auch heikle Aufgabe. Und hier haben die biblischen und kirchlichen Traditionen durchaus Wertvolles zu bieten. Nur muss dies klug und behutsam aus der Fülle des Obsessiven und der Zeitgebundenheit gehoben werden.

Dieser Aufgabe nimmt sich eine neue Generation der Moraltheologen an. Martin M. Lintner, 1972 geboren, Ordensmann und seit 2009 Professor für Moraltheologie und Spirituelle Theologie in Brixen, gehört gewiss dazu. Vor zwei Jahren veröffentlichte er ein umfassendes wissenschaftliches Werk über die „Christliche Beziehungsethik“. Nun liegt ein kleinerer Band vor, der die gut lesbare Essenz dieser Überlegungen bietet. Das beginnt mit dem Leitwort „Verlorenes Vertrauen wiedergewinnen“, geht über in Kapitel, die zentrale Aussagen der Bibel wie des Lehramtes zu Sexualität und Ehe rekapitulieren, und endet mit gegenwärtigen Akzentsetzungen zur Würde der Person sowie mit Fragen zum Ertrag der kontroversen „Genderstudien“. Einige Kernpunkte seien hier erwähnt.



Es ist nicht übertrieben, etliche Passagen des Alten Testaments unter die Rubrik „Sex & Crime“ einzuordnen, was Lintner mit dem Satz kommentiert: „Unabhängig davon, ob hier historische Begebenheiten überliefert werden, lassen die Perikopen die prekäre soziale Stellung der Frau in den damaligen nomadischen und halbnomadischen patriarchalen Kulturen erahnen.“ Auf diese prekäre Situation stieß natürlich auch Jesus, dessen Begegnungen mit „Sünderinnen“ einen der nachhaltigsten Stränge der Evangelien bilden. Geht man davon aus, dass viele der „Sünderinnen“ zuvor aus der Ehe „entlassen“ wurden – was häufig in einem sozialen Desaster mündete –, so verwundert es nicht, dass Jesus nicht nur den Ehebruch vehement verurteilte, sondern sich auch gegen die Ehescheidung bzw. die „Entlassung“ aus der Ehe aussprach. Diese habe etwas mit „Herzenshärte“ (Mt 19,8) zu tun, während Gottes Schöpfungswille, in den die Ehepartner hineingestellt sind, auf Teilhabe und Treue ausgerichtet sei („und sie werden ein Fleisch sein“, Gen 2,24).

Wie dies angesichts der komplexen Lebenswirklichkeiten konkret zu buchstabieren ist, darüber sprechen bereits die paulinischen und deuteropaulinischen Briefe – und das nicht unbedingt unisono. Davon zeugt dann die windungsreiche Geschichte des Eherechtes und der Moraltheologie. Sie spiegelt beides: den Willen, das Erbe des Herrn zu bewahren, wie die Verstiegheiten und den Kontrollzwang des Lehramtes. „Warum die Kirche seit ihren Ursprüngen die Ehe schützt“, so ist ein Kapitel überschrieben, das die kirchliche Ehetradition in ihrer Ausgespanntheit zwischen Sakrament, antikem römischem Recht und Zeitgeist bedenkt. In manchem war die Kirche Avantgarde. Im Blick auf die Praxis des Frühmittelalters schreibt Lintner: „Es gab damals noch kein ausgeprägtes zivilrechtliches Eherecht und Eheabschlüsse wurden noch nicht staatlich registriert. Also sah sich die Kirche in der Pflicht, hier in erster Person Verantwortung zu übernehmen, um die ... missbräuchlichen Gepflogenheiten zu verhindern, und zwar in erster Linie zum Schutz von Frauen und Kindern.“

Blickt man auf die Fülle der historischen wie systematischen Erblasten der kirchlichen Ehelehre, so lässt sich in den Aussagen der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ von 1965 tatsächlich ein „Paradigmenwechsel“ sehen. Das betrifft u. a. die „Überwindung einer verrechtlichten zugunsten einer personalen Sicht der Ehe“ und „eine positive Deutung der Sexualität“. Mit solchen Pflöcken freilich, die die Konzilsväter (und die wenigen -mütter) setzten, war für die große Öffentlichkeit nicht allzu viel gewonnen. Zu sehr überschatteten die Aussagen der Enzyklika „Humanae vitae“ von 1968 mit ihrer Ablehnung der sogenannten „künstlichen Empfängnisverhütung“ den positiven Ertrag der Konzilsaussagen, was ebenfalls für die darauf folgenden – gewiss bedenkenswerten – Lehrschreiben wie die Enzyklika „Familiaris consortio“ von Johannes Paul II. gilt. In

Bezug auf „Amoris laetitia“ von Papst Franziskus (2016) stellt Lintner fest: „Er würdigt die Schönheit der Sexualität vorbehaltlos, verschließt aber nicht die Augen davor, dass sich die Sexualität – auch innerhalb der Ehe – zu einer Quelle des Leidens und der Manipulation sowie zu einem Mittel von Macht und Gewalt verwandeln kann.“

Von dieser Spannung aus darf man Lintners abschließendes Kapitel unter der Überschrift „Jenseits der Verbote, oder: Am Ende zählt allein die Liebe“ lesen und meditieren. Das klingt gefällig, ist aber am Ende keine Binse, denn das vielschichtige Phänomen der Liebe, das Körper und Wille, Psyche und Geist umfasst, lässt sich im wahren Leben nicht leicht reimen und selten auf den gesetzlichen Punkt bringen. Der Liebende ist verwundbar, ja, zugleich darf man sich ihn als einen glücklichen Menschen vorstellen. Die kirchliche Sexualmoral und die Lehre von Partnerschaft und Ehe müssen, wollen sie ernst genommen werden, diese Vielschichtigkeit wohlwollend in den Blick nehmen und mit dem „wachsenden“ Menschen rechnen. „Zwar gibt es keine Liebe auf Probe“, resümiert Lintner, „aber Liebe muss – oft auch auf spielerische Weise – erlernt und eingeübt werden. Manche Wege werden sich nicht bewähren, andere werden sich retrospektiv als falsch erweisen. Immer jedoch geht es darum, dass Liebe Wachstum und Reifung braucht.“ Davon ist, so darf man hinzufügen, im Alltag der kirchlichen, auch schulischen Verkündigung redlich zu sprechen.

Christian Heidrich

Ruben Zimmermann

Warum weniger gut sein kann.

Eine Ethik des Verzichts

Was bedeutet das alles?

Ditzingen: Reclam Verlag, 2025

120 Seiten

7,00 €

ISBN 978-3-15-014661-3

Der Begriff Askese verfügt über eine lange philosophische Geschichte. Abstinenz von Genüssen empfahlen stoische Denker wie Seneca inmitten der Dekadenz der römischen Kaiserzeit. Ruben Zimmermann greift in seinem knappen Buch über eine zeitgemäße Ethik des Verzichts auf philosophische Klassiker zurück. Die Besinnung auf Aristoteles zeigt der Leserschaft an, dass Menschen seit jeher sich zügellosen Leidenschaften ergaben, ausschweifend lebten oder einfach im Handeln unausgeglichen waren. Zu der von Aristoteles empfohlenen, vernunftbestimmten „Mesotes“, die das richtige Maß bezeichnet, rät auf gewisse Weise auch der Philosoph Zimmermann, veranschaulicht mit zahlreichen, oft etwas künstlich wirkenden Beispielen, die alltagstauglich gemeint sind. Der Gang der Argumentation wird aber durch die illustrativ gemeinten Verweise bisweilen beeinträchtigt. So springt er von der komplexen Sphäre der Sexualmoral über Impressionen aus dem Bereich der Ernährungsstile hin zum Nutzen des Car-Sharings für das Leben, um dann auf derselben Seite noch die Gabe von Antibiotika und Chemotherapien anzusprechen. In der Fülle der Beispiele verliert sich der Überblick.



Erheblich solider, anregender und nachvollziehbarer wirken die von Zimmermann angestellten Exkurse zu klassischen Philosophen. Wenn Gedanken aus der römischen Antike aufgegriffen werden, begegnen Leserinnen und Leser nicht nur dem rhetorischen Überschwang, der für die Schriften und Briefe Senecas charakteristisch ist, sondern plausiblen Schlussfolgerungen und Deutungen: „Verzicht muss also eingeübt werden und kann auch nur über einen befristeten Zeitraum umgesetzt werden. Dabei trifft ein Lerneffekt ein: Was vorher normal war, erscheint nach der weiterreichenden Karenz als viel.“ Wer verzichtet, erkennt also rückblickend die Maßlosigkeit und revidiert möglicherweise die der vorab bestehenden Lebenspraxis zugrunde gelegten Maßstäbe.

Ruben Zimmermann widmet sich den ökologischen Signaturen der Zeit und stellt die „Wachstumswirtschaft“ in Frage. Ratsam erscheint ein Konsumverzicht, religiöse Dimension der Askese treten indessen in den Hintergrund. Stattdessen wirken die Ausführungen eher wie eine politische Agenda, der es an gebotener Differenzierung sowie an kritischen Reflexionen mangelt: „Alle Fachleute (wie auch der Deutsche Ethikrat) sind sich allerdings darin einig: Ohne Reduktion vom Überfluss, ohne wesentliche Veränderungen aktueller westlicher Konsumpraktiken lässt sich ein gutes, gelingendes Leben für möglichst alle Menschen (und auch nichtmenschliche Lebewesen) nicht erreichen.“ Es bleibt aber zu erwägen, ob eine ethische Schrift nicht zuerst auf die Vernunft des Individuums setzen sollte, statt die Expertise von prominenten Akteuren – wozu etwa der Deutsche Ethikrat zählt – als Autoritätsargument und damit als maßgeblich zu bestimmen. Zwar weist der Autor nachdrücklich auf die Notwendigkeit des „freiwilligen Verzichts“ und gesteht zu, dass der Verzicht „weder durch nationales Recht noch durch moralisches Gesetz auferlegt werden“ kann. Die Reflexion über Verzicht ist eine Aufgabe des Individuums, die in den Bereich der subjektiven Verantwortung fällt, doch es kann niemand gezwungen werden, über Verzicht nachzudenken.

In eher angedeuteten als ausgeführten anthropologischen Beobachtungen wird der Mensch als „Verzichtswesen“ bezeichnet. Das „Zusammenleben mit anderen Menschen“ sei einzig „durch Verzicht möglich“. Auf die Idee aber, dass eine gelingende Lebenspartnerschaft die Abkehr von „Selbstverwirklichungswünschen“ sekundär erscheinen lässt und in der Gemeinschaft der Liebe untereinander sowie vielleicht in der gegründeten Familie ein neuer, sinnstiftender Horizont aufscheint, der jegliche Wünsche des Ich überschreitet, kommt der Autor nicht. Vielleicht ist der Mensch ja zuerst und wesentlich Beziehungswesen, also nicht „Verzichtswesen“. Die Rationalität des Verzichts, etwa mit Blick auf ökologische Krisen oder auf – christlich gesprochen – die Bewahrung der Schöpfung, ist unbestreitbar, die von Ruben Zimmermann vorgelegte Ethik des Verzichts indessen erfasst nur einige wenige Dimensionen des menschlichen Handelns.

Thorsten Paprotny

Hans-Joachim Höhn
Können – Sollen – Dürfen
Religionsphilosophie nach Kant

Freiburg: Herder Verlag, 2025

189 Seiten

25,00 €

ISBN 978-3-451-02453-5

Mit hoher Einfachheit vermochte Romano Guardini, der sich zeitlebens auf der Scheidelinie von Religionsphilosophie und Theologie bewegte, von 1923 bis 1939 als Gastdozent an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin katholische Weltanschauung zu lehren, bis das NS-Regime seine Lehre für unvereinbar mit der völkischen Ideologie erklärte. Im Gedenken an Guardini besteht seit einigen Jahren eine Stiftungsprofessur an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität.

Hans-Joachim Höhn hielt im Rahmen dieser ehrenvollen Professur Vorlesungen über die Religionsphilosophie nach Kant, über Vernunft und Glaube in der Gegenwart, in einem Zeitalter der „radikalen Säkularität“. Anders als Guardini setzt die Lektüre seines anspruchsvollen Bandes mehr als nur ein philosophisches Interesse voraus. Die Vertrautheit mit dem philosophischen und religionssoziologischen Begriffsrepertoire erleichtert das Verständnis der Darlegungen gewiss, trotz zahlreicher plastischer, metaphorisch aufgeladener Wendungen. Höhn betont die Wichtigkeit der Vernunft, um die „religiöse Phantasie“ zu beherrschen, da diese „ins Kraut des Übernatürlichen“ schieße.

Im Anschluss an Kants Grundfragen der Philosophie über das Können, Sollen und Dürfen, die dieser mit der Frage „Was ist der Mensch?“ unauflöslich verband, finden Annäherungen an das Phänomen Religion statt. Staunend fragt sich der Leser, warum weder die Frage noch die Sehnsucht nach Gott als Ausgangspunkte für diese Reflexionen berücksichtigt werden. Höhn erwägt, ob Kants kategorischer Imperativ durch einen kategorischen Komparativ ersetzt werden könne. Vorherrschend scheinend das säkulare Bestreben zu sein, dem „Optimierungsvorbehalt“ nachzugehen, also nach beständigen Verbesserungen



zu suchen. Ebenso wird aufgedeckt, dass sich diese Praxis im Schatten der Endlichkeit vollzieht. Alles, was verbessert wird, ist unausweichlich vergänglich. Daraus entsteht Angst. Auch das „apokalyptische Bewusstsein“ gehört zum „Erbe des Christentums“, nur scheint heute etwa die Angst vor dem menschengemachten Klimawandel die ursprünglich durchaus hoffnungsfrohe Aussicht von Gläubigen auf die Vollendung in Christus abgelöst zu haben. So verweist Höhn auf die „Inszenierungen der Klimaangst“, die von Aktivisten der „Letzten Generation“ betrieben würden, während zugleich im Alltag eine philosophische Frage sichtbar wird: „Kann man angesichts eines endlichen Lebens wirklich froh werden?“ Doch die mutmaßliche Endlichkeit des Menschen entbindet nicht von der Verpflichtung, moralisch zu handeln. Die Vernunft brauche aber das „Andere“, besonders wenn die „empirischen Gelingensbedingungen nicht hinreichend erfüllt sind“. Hier öffnet sich ein Weg zur „Sinnbedingung moralischen Handelns“, religiös gesprochen: die Hoffnung auf die Zukunft bei Gott. Doch man muss vermutlich schon glauben, um darauf zu hoffen. Höhn bleibt also vorsichtiger und bezeichnet den Menschen als ein Wesen, „das sein Leben im Modus des Könnens, Sollens und Dürfens führt“. Zugleich beschreibt er wachsende Formen religiöser Indifferenz, nimmt aber hier eine europä-

ische Perspektive eines verdunstenden christlichen Glaubens ein. Mitnichten erlischt ja der Glaube in Südamerika, Afrika oder Asien, doch hierüber wird nicht reflektiert.

Höhn denkt über die „modernitätskompatible Rede von Gott“ nach und diskutiert ein „Bezogen sein auf Gott“, das „existenzkonstitutiv“ sei, während er das „Verschiedensein von Gott“ als „identitäts- und autonomiekonstitutiv“ bestimmt. Mit dem schlichten Gedanken der Gotteskindschaft, die etwa im „Vaterunser“ ausgedrückt ist, konvergieren diese Überlegungen nicht mehr. Hans-Joachim Höhn wirbt für eine „säkularitätssensible Kommunikation“ heute und sieht hierin einen Ansatz, um Guardinis Denken für die Gegenwart neu fruchtbar zu machen. Das mag nützlich sein, doch es bedarf einer anderen Gesprächsfähigkeit, denn christlicher Glaube oder auch christliche Theologie beider Konfessionen bewegt sich nicht beständig „im Horizont radikaler Säkularität“. Wer sich etwa im Dialog der Religionen engagiert – und dies auch oft ganz konkret vor Ort, etwa mit muslimischen Mitmenschen, ob in der Nachbarschaft, am Arbeitsplatz oder an der Universität –, wird die Erfahrung machen, dass die Auskunftsfähigkeit von Christen in der Welt von heute durchaus erwünscht ist, und zwar nicht über die Rolle des Christentums in einem Zeitalter der Säkularität, sondern über ihren Glauben und ihre Antwort auf die Frage nach Gott. Insoweit mag Höhn Perspektiven zu einem Verständnis von Säkularität aufzeigen, doch zugleich bleibt sein Ansatz sprachlos im Umgang mit religiös musikalischen Menschen und gläubigen Zeitgenossen der Weltreligionen.

Nach der Lektüre könnte eine neue religionsphilosophische Frage nach Kant erwogen werden: Leben wir heute wirklich in einem Zeitalter „radikaler Säkularität“? Den begründeten Zweifel daran kann das durchaus anregende Buch von Hans-Joachim Höhn nicht zerstreuen.

Thorsten Paprotny

Thomas Brose / Philipp W. Hildmann
Glaubensmacht und Politik
Geschichte – Konflikte – Konturen
Berliner Bibliothek

Berlin u.a.: Peter Lang, 2025
374 Seiten mit farb. Abb.
44,95 €
ISBN 978-3-631-92727-4

Am 18. Juni 2021 ist Hans Maier 90 Jahre alt geworden. Die Katholische Akademie Berlin hat darum seinerzeit zu einer Veranstaltung eingeladen, mit der sie das Lebenswerk des langjährigen bayrischen Kultusministers, des genauso langjährigen Vorsitzenden des Zentralkomitees der Katholiken und Inhabers des Münchener Guardini-Lehrstuhls würdigt. Die Vorträge dieser Veranstaltung sind mit weiteren Beiträgen im vorliegenden Sammelband dokumentiert.

Ich gestatte mir an dieser Stelle eine persönliche Bemerkung, die eigentlich den Rahmen einer Rezension sprengt. Zum ersten Mal habe ich den Namen Hans Maier im Religionsunterricht meiner Schulzeit an einem Essener Gymnasium gehört, und das muss um das Jahr 1970 herum gewesen sein. Unsere Klasse war im Gefolge der 68er-Bewegung stark politisiert, und alles, was mit Religion und Kirche zu tun hatte, war in unserem Bewusstsein noch durch den Essener Katholikentag von 1968 geprägt. Unser Religionslehrer brachte uns seinerzeit im Unterricht eine Schallplatte zu Gehör, in dem Hans Maier zu dem Stellungnahm, was im vorliegenden Band „Glaubensmacht und Politik“ heißt. Und zwar behauptete er in diesem Vortrag, dass eine Theologie, die sich im Verhältnis eins zu eins in politisches Handeln umsetze, aufgehört habe, von Gott zu sprechen.



Diese Überzeugung prägt nun auch die Beiträge dieses Sammelbandes, derjenigen von Hans Maier selbst, aber auch der übrigen Autorinnen und Autoren, die auf jeweils eigene Weise Impulse seines Denkansatzes aufgreifen. Dieser versteht unter Gott das große Gegenüber zur empirischen Welt, und wer sich glaubend dem Anspruch dieses Gegenübers stellt, gerät zwangsläufig in eine Weltedistanz, die nicht Weltflucht bedeutet, sondern zu einer spezifischen Form der Weltverantwortung befähigt. So ist es gewiss auch kein Zufall, dass zu dieser Weltedistanz für Hans Maier auch die Musik – näherhin sein Orgelspiel – gehört. Die von ihm angesprochene „Entdivinisierung“ der Welt hat nun eine zweifache Konsequenz.

Sie bedeutet erstens die Anerkennung, dass die gegebene Welt kein Letztes, sondern nur ein Vorletztes ist. Daraus folgt das Bewusstsein, dass eine menschlich geplante Vollendung der Welt ihre Übel nicht beseitigt, sondern diesen nur ein neues Gesicht gibt. Verfolgt man diesen Gedanken weiter, dann gelangt man zu dem von Reinhold Niebuhr verfassten „Gelassenheitsgebet“, das Gott um eine dreifache Gabe bittet: in der Weltgestaltung das menschlich Mögliche zu tun, das Unmögliche ihm zu überlassen und vor allem beides unterscheiden zu können. Besagte Entdivinisierung bedeutet darum zweitens einen Widerstand gegen die usurpatorische Versuchung, den Willen Gottes in der Weise kennen und politisch vollstrecken zu wollen, wie Markus Voigt sie in seinem Beitrag im Blick auf den russischen Patriarchen Kyrill verdeutlicht.

Der Gläubige sieht sich insofern aufgefordert, Weltverantwortung zu übernehmen, ohne dass ihm immer eindeutig vorgeschrieben werden könnte, welche Gestalt der Weltverantwortung dies gerade sein muss. Aus Letzterem ergibt sich zwangsläufig eine weit ausholende Gestalt der vorliegenden Beiträge, die im Einzelnen an dieser Stelle angemessen zu würdigen nicht möglich ist.

Im Blick auf gegenwärtige Kolonialismusdebatten ist etwa der Beitrag von Mariano Delgado von Interesse. Er zeigt auf, wie seinerzeit Bartolomé de Las Casas (1484-1566) das Anderssein der indianischen Völker verteidigt hat und damit im Ansatz schon die Position von „Nostra aetate“ vorweggenommen habe, die nichts von dem ablehnt, was in anderen Religionen „wahr und heilig ist“. Und Roman Siebenrock formuliert in dieser Hinsicht den Begriff einer Katholizität, die nicht durch Ausschlüsse, sondern durch Anerkennung der jeweils Anderen geprägt ist.

Es ist nur konsequent, dass neben dem genannten Markus Voigt auch weitere Autoren die Forderung nach politischer Verantwortung auf die konkrete Weltsituation beziehen. Klaus Mertes hält einen Hirtenbrief der europäischen Bischöfe zum Thema Frieden für geboten, und Wolfgang Thierse warnt vor einem Pazifismus, der sich auf seiner guten Gesinnung ausruht. Letzteres erinnert an einen Satz, der von Erhard Eppler, dem seinerzeit führenden Kopf der „Friedensbewegung“ – überliefert ist: Angesichts der Widersprüche dieser Welt gehe es nicht um die Alternative, unschuldig zu bleiben oder schuldig zu werden, sondern darum, auf welche Weise man mehr oder weniger schuldig werde.

Aus dem weit ausholenden Themenspektrum dieses Bandes folgt zwangsläufig, dass die einzelnen Beiträge nicht immer aufeinander abgestimmt sind. Dies lädt zum selbständigen Weiterdenken ein, stellt aber auch die Frage, wie einzelne Autorinnen und Autoren ihre Überlegungen in Kenntnis der jeweils anderen gegebenenfalls reformulieren würden.

Gerd Neuhaus

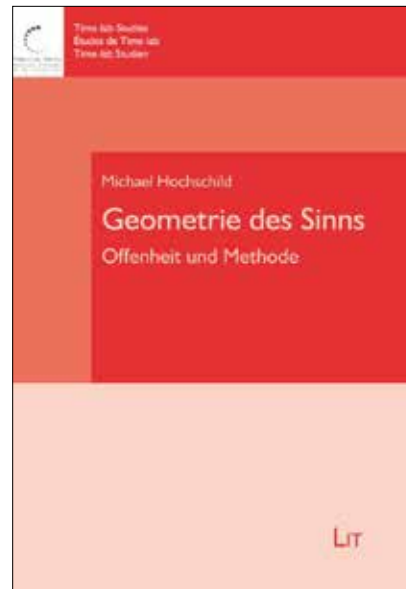
Michael Hochschild
Geometrie des Sinns
Offenheit und Methode
Time-lab Studien

Münster: LIT Verlag, 2025
361 Seiten
44,90 €
ISBN 978-3-643-91698-3

Michael Hochschild legt mit „Geometrie des Sinns. Offenheit und Methode“ einen Versuch vor, die Humanwissenschaften (z. B. Kulturwissenschaften, Soziologie, Philosophie) hinsichtlich ihrer Zeitdiagnostik neu zu denken. Sein zentraler Vorschlag ist, dass nicht eine statische („ruhende“) Beobachtung genügt, sondern eine „bewegte Beobachtung“ notwendig sei. Das meint eine Beobachtung, die sensibel bleibt gegenüber Wandel, Unsicherheit, dem Unbekannten. Die variable „Geometrie des Sinns“ ist ein Bild dafür, dass Sinn-Stiftungen, Bedeutungen, Wahrnehmungen und Deutungen nicht feststehend, sondern in Bewegung, fluide, kontextabhängig sind.

Der Autor plädiert für Offenheit und Methode als miteinander verwobene Prinzipien. Offenheit gegenüber dem Unerwarteten, der Unschärfe, dem Nicht-Wissen; Methode, damit diese Offenheit nicht beliebig wird, sondern produktiv, reflektiert und kritisch bleibt. Hochschild warnt in diesem Zusammenhang vor einer „epistemischen Dekadenz“ — also davor, dass Zeitdiagnosen regressiv werden, wenn sie sich in zu linearen Paradigmen (etwa der Moderne) verfangen, statt die Komplexität der Gegenwart anzuerkennen.

Dass Hochschild Zeitdiagnostik nicht nur als eine Randfrage sieht, sondern als methodisches Fundament, ist ambitioniert und relevant. In einer Zeit, in der gesellschaftlicher Wandel und kulturelle Beschleunigung oft beklagt, aber selten in ihrer strukturellen Wirkung systematisch begriffen werden, kann ein solcher Ansatz frischen Wind und neue Perspektiven bringen.



Viele Ansätze in Kulturwissenschaft und Soziologie minimieren de facto Unsicherheit, Mehrdeutigkeit und Komplexität. Hochschilds Betonung dieser Elemente ist philosophisch produktiv, denn das fordert, Gewissheiten und die Grenzen des Wissens in den Blick zu nehmen. Seine Warnung, dass Diagnosen der Zeit nicht sachlich beliebig, reaktiv oder unkritisch sein dürfen, sondern reflektiert, methodisch gestützt sein sollen, ist wichtig. Das ist eine kritische Haltung gegenüber Modewörtern (wie Resonanz), Hypes (wie „affective turn“ / „Gaïa“) und unreflektierten Deutungen (wie Spätmoderne). Das Bild der „Geometrie des Sinns“ suggeriert visuelle, räumliche und formale Elemente. Das erlaubt metaphorische Vorstellungen, die helfen, komplexe Zusammenhänge zu strukturieren und zu denken. Variabilität, Geometrie, unscharfe Grenzen, Landkarten, Bewegung: das sind kraftvolle Denkwerkzeuge zur Erkundung einer unbekannteren Welt.

Ein potenzielles Problem: Wenn Offenheit, Unschärfe, Wandel zentrale Kategorien sind, kann es schwierig sein, klare, operationalisierbare Begriffe zu finden. Es besteht die Notwendigkeit, empirischen Halt zu finden. Aus den Thesen geht hervor, dass empirische Beispiele, Fallstudien oder detaillierte Anwendungen bereits genutzt werden, aber es bleibt die Aufgabe, die Ideen in konkrete Forschungsprojekte zu übertragen. Der Autor räumt das im Vorwort ein und schlägt ein Forschungsprogramm dazu vor, das ihn noch mehr in die interdisziplinäre Kooperation mit Physik und Lebenswissenschaften führt.

Konzeptuell anspruchsvolle philosophische Schriften wie diese laufen zwar Gefahr, sehr theoretisch und akademisch zu sein. Aber als Denkanregung ist das Buch ein wichtiger Beitrag für alle, die sich mit der Diagnose der Gegenwart, mit Kulturtheorie, Zeit- und Sinnfragen beschäftigen. Hochschild liefert ein Instrumentarium, das sensibilisiert für Komplexität und Wandel, und fordert dazu auf, bestehende wissenschaftliche Habituierungen zu überdenken, weil sie keinen Halt in der Wirklichkeit mehr finden.

Wer sich dem Ansatz annähert, sollte bereit sein, sich auf eine reflexive, auch teils komplexe Denkweise einzulassen. Das Buch eignet sich weniger als Anleitung zum schnellen Gebrauch, sondern eher als philosophische Landkarte, z.B. als Einladung zu einer neuen Analyse von Religion, als Suche nach neuem Wandel von Familien und Erziehung sowie als Warnung vor der Nutzung von KI für Wissenschaft und Gesellschaft. Für die Wissenschaftspraxis könnte es Impulse geben, Methoden offener zu gestalten: etwa in der qualitativen Sozialforschung, Ethnographie, Kulturwissenschaft oder Zeitgeschichte. Besonders in Feldern, in denen schneller Wandel, multiple Perspektiven und unklare Wirklichkeiten vorherrschen, kann Hochschilds Ansatz hilfreich sein.

„Geometrie des Sinns“ ist ein wichtiges Werk im Kontext der aktuellen wissenschaftstheoretischen Debatte um Transformationen in der Welt von heute. Es lädt ein, bestehende Denk- und Forschungsgewohnheiten zu hinterfragen, und bietet ein gedankliches Rüstzeug, mit Unsicherheit und Wandel produktiv umzugehen. Wer bereit ist, sich auf gedankliche Anstrengung einzulassen, wird viele lohnende Einsichten finden und kann Zeuge werden, wie sich Zeitdiagnostik analytisch neu erfindet und als Transformationswissenschaft fundamental positioniert.

Jean-Marie Schaub und Gérard Ettliger

Christian Masrouchehr
Zur Wahrheit ermuntern
Parrhasiasensible Zugänge für einen zeitgemäßen
Religionsunterricht
Aachener Theologische Schriften Band 22

Düren: Shaker Verlag, 2025
368 Seiten
59,80 €
ISBN 978-3-8191-0356-8

Paulus, heißt es in Apg 28, 31, verkündete in Rom das Reich Gottes und sprach mit Freimut über Christus. Knapp zweitausend Jahre später, in unserer säkularen Welt, die von einer Pluralisierung des Wahrheitsbegriffs und durch mediale, ideologisch orchestrierte Erregungsdiskurse geprägt wird, scheint es schwierig zu sein, freimütig über den Glauben zu sprechen – selbst dort, wo ein solches Sprechen ermöglicht und eingeübt werden sollte: im Religionsunterricht. Doch das Verschweigen von Glaubensüberzeugungen oder aber ein bloßer Meinungs-austausch ohne existentielle Verbindlichkeit sind für den Aachener Religionspädagogen Christian Masrouchehr keine Optionen. In seiner Dissertation nimmt er deshalb die Stelle aus der Apostelgeschichte zum Ausgangs- und Orientierungspunkt, um trotz der Widerstände, die Glaubensäußerungen heute erschweren, zur Parrhesia zu ermuntern. Diesen Begriff, der in der Einheitsübersetzung mit „Freimut“ übersetzt wird und auch mit „Mut zur Wahrheit“ wiedergegeben werden kann, möchte er mit einer für die Religionspädagogik anschlussfähigen Bedeutung füllen. Masrouchehrs Ermunterung zur Parrhesia gilt Religionslehrkräften ebenso wie Schülerinnen und Schülern, Studierenden ebenso wie Universitätsdozentinnen und -dozenten – ja allen, die sich fragen, wie man über Glaubenswahrheiten sprechen kann.



Um seiner Ermunterung ein fundamentaltheologisch sicheres Fundament zu geben, greift Masrouchehr im ersten Teil weit aus und verarbeitet – wie in seiner Dissertation insgesamt – eine Fülle von Literatur aus den unterschiedlichsten Bezugswissenschaften. Zunächst geht es ihm in seiner Argumentation darum, einen tragfähigen Wahrheitsbegriff zu entwickeln. Denn die Ermunterung zur Wahrheit erscheint nur dann überzeugend und sinnvoll, wenn der Mensch über eine apriorische Befähigung zur Erkenntnis der Wahrheit verfügt und zugleich immer schon nach dieser Wahrheit sucht und fragt. Masrouchehr bringt an dieser Stelle das kommunikative Offenbarungsverständnis von „Dei verbum“ ins Spiel und wagt sich im Anschluss an eine fokussierte Zusammenfassung der transzendenten Theologie Karl Rahners. Für seine Argumentation ist Rahners Grundannahme wichtig, dass der Mensch kraft eines übernatürlichen Existentials ein für die Unendlichkeit offenes Wesen sei, das sich

zu diesem transzendental unthematischen Woraufhin – theologisch gewendet: zu Gott – fragend, reflektierend, antwortend verhalten kann. Diese grundsätzliche ‚Gottfähigkeit‘, für Rahner eine Gnade, die sich aus der vorgängigen Selbstmitteilung Gottes ergibt, ist ontologisch real und zugleich transzendental im Subjekt verortet. Masrouchehr kommt es im Folgenden auf die thematische Realisierung der transzendentalen Verfasstheit an: auf die je eigenen Erfahrungen und Erkenntnisse in Resonanz zur Selbstmitteilung Gottes – etwa wenn er betont, dass Rahners Frömmigkeit von seiner Theologie nicht zu trennen sei. Oder wenn er die Parrhesia genauer konturiert: „Echte Parrhesia kann als kategorialer Wahrheitsvollzug der gnadenhaft in den Menschen eingestifteten Transzendentalität aufgefasst werden, die sich damit biographisch und anlassbezogen in der Rede und im Tun geschichtlich realisiert.“ (56)

Biografie und Anlass als geschichtliche Orte des Vollzugs jener transzendentalen Verfasstheit des Menschen gewinnen im Laufe der Arbeit zentrale Bedeutung. Von diesem ersten Plateau seiner Argumentation aus blickt Masrouchehr aber erst einmal zurück auf die 50 biblischen Belegstellen des Wortes Parrhesia, wobei er sich zügig auf die Untersuchung der paulinischen Stellen konzentriert. Überzeugend zeigt er, dass bei Paulus über das Subjekt hinaus ein weiteres konstituierendes Moment der Parrhesia ins Spiel kommt: der Andere, der Adressat der Parrhesia, der dem Sprecher mit Wohlwollen, Zustimmung, aber auch mit Ablehnung und Widerspruch begegnen kann.

Die Parrhesia in diesem Sinn, die für Rahner die Aposteltugend schlechthin ist, spielt auch in den Vorlesungen Michel Foucaults ab 1981 eine zentrale Rolle. Erneut weit ausgreifend, arbeitet Masrouchehr zunächst heraus, worin für Foucault der Unterschied zwischen der politischen, platonischen und sokratischen Parrhesia besteht. Anschließend richtet er seinen Fokus auf die letztere. Am Beispiel des Sokrates, des „prototypische[n] Parrhesiast[en]“ (171), mache Foucault deutlich, wie wichtig für das freimütige Aussprechen einer erfahrenen oder erkannten Wahrheit die existentielle, biographische und anlassbezogene Beglaubigung der Überzeugung durch die Tat sei. Bei Foucault ist die Vermittlung von logos und ethos eine Aufgabe der Selbstsorge, die gerade, indem sie sich verwirklicht, vorbildhaft auf andere Menschen wirkt. Konkreter ausgedrückt: Der Parrhesiast verkündet eine von ihm erfahrene Wahrheit – und er handelt auch danach. Bei der Parrhesia, die Masrouchehr für den Religionsunterricht profilieren möchte, verschiebt sich der Schwerpunkt von der Selbst- zur Fremdsorge. Unter Parrhesia versteht Masrouchehr jetzt „die wiederentdeckte[] begriffliche[] Einkleidung einer am Anderen orientierten Haltung und Handlung, eines wahrhaftigen logos, der zum ethos wird“ (204).

Im zweiten, kürzeren Teil seiner Dissertation nimmt Masrouchehr religionspädagogische Bewährungsfelder für die Parrhesia in den Blick. Den Religionsunterricht begreift er dabei – wiederum in Anschluss an Foucault – als Heterotopos, in dem experimentell erprobt werden könne, wie in einer pluralen Gesprächssituation biografie- und anlassbezogen mit fremder Wahrheit umgegangen werden könne. In einleuchtender Weise spricht sich Masrouchehr dafür aus, dass gerade angesichts der rückläufigen konfessionellen Prägung der Jugendlichen – bei empirisch belegter gleichbleibender Gläubigkeit – die existentielle Dimension des Glaubens stark gemacht werden müsse. Gleiches gilt für die öffentliche Religionspädagogik und die universitäre Ausbildung. Bereits die angehenden Religionslehrkräfte müssten bei der Ausbildung und Profilierung ihrer parrhesiastischen Kompetenz unterstützt werden.

Es ist eine besondere Stärke der Arbeit, dass sie selbst an einigen Stellen exemplarisch realisiert, wofür sie sich ausspricht: den parrhesiastischen Sprechakt. So legt Masrouchehr z.B. offen, dass einzelne Erkenntnisse auf bestimmten biographischen und anlassbezogenen Erfahrungen beruhen. Diese Kontextualisierung des Denkens ist auch eines der wesentlichen Forschungsdesiderate, die von ihm im abschließenden dritten Teil skizziert werden. Es bedürfe eines religionspädagogisch gewendeten Textbegriffs, so Masrouchehr, um den Schülerinnen und Schülern die existentielle Herkunft und Bedeutung der Gedanken des jeweils im Unterricht zur Sprache gebrachten Theologen zu erschließen. Für Unterrichtspraxis und Schulbuchgestaltung ist das eine nicht geringe Herausforderung. Christian Masrouchehr liefert dafür aber eine einleuchtende Begründung. Und gewiss: Seine Arbeit fordert ihren Lesern einiges ab, etwa die Bereitschaft, verdichteten Argumentationsketten zu folgen. Doch sie ermutigt auch, der Wahrheitsfrage im Unterricht nicht auszuweichen, sondern sich ihr freimütig zu stellen.

Alexander Schüller

Marina Kiroudi / Frank M. Lütze / Dorothea Sattler /
Yannick Selke (Hg.)

**Über Jesus Christus sprechen
im Religionsunterricht heute
Theologische Grundlagen – Ökumenische
Orientierungen – Didaktische Perspektiven**

Ostfildern: Patmos Verlag, 2025

318 Seiten

32,00 Euro

ISBN 978-3-7867-3401-7

„Wer ist Jesus Christus?“ oder „In welchem Verhältnis steht er zu Gott?“ Diese und weitere Fragen nach Jesus (als) Christus und Sohn Gottes sind so alt wie das Christentum selbst und bilden seit jeher den Ausgangspunkt christlicher Reflexions- und Profilierungsbemühungen. Die frühen Christen hatten um diese Fragen nach der Identität des jüdischen Wanderpredigers lange gerungen und teils hitzig gestritten, bis die ersten Ökumenischen Konzilien – allen voran das Konzil von Nizäa – durch ihre Lehrentscheidungen erstmals eine ebenso verbindliche wie bis heute überkonfessionell verbindende Klarheit geschaffen haben.

Wenn aber (bzw. falls) Schülerinnen und Schüler heute im Religionsunterricht (RU) nach Jesus Christus fragen, sind ihre Anfragen weniger dogmatischer als vielmehr individueller und persönlicher Natur: „Wer ist dieser Jesus Christus für mich?“ oder „Wie kann/soll/muss ich mir einen Menschen vorstellen, der zugleich Gott ist?“ Genau an dieser Scharnierstelle, nämlich der Vermittlung christlicher Dogmen und der persönlichen Auseinandersetzung mit ihnen im Kontext eines ökumenisch sensiblen Religionsunterrichts, will dieser Sammelband ansetzen. Um dieses ambitionierte Anliegen umzusetzen, haben die Herausgeber gemäß ihrer fachlichen Provenienz vielfältige Antwortversuche zu zentralen christlichen Fragestellungen aus verschiedenen theologischen Disziplinen, unterschiedlichen konfessionellen Traditionslinien sowie religiösen Perspektiven zusammengestellt.



Zur formalen Orientierung christlicher Fragestellungen in der Schulpraxis wird zunächst ein Überblick über die Lehrpläne des katholischen, evangelischen und orthodoxen RU in einzelnen Bundesländern (und Schulformen) sowie in unterschiedliche konfessionell-kooperierende Unterrichtsformaten gegeben. Aus diesen Einblicken lässt sich die für die religionspädagogische Praxis nicht unwichtige Tendenz ableiten, dass die Frage nach Jesus von Nazareth insbesondere in den Lehrplänen der Primar- und Sekundarstufe I dominiert, wohingegen Jesus als Christus eher Gegenstand der Sekundarstufe II zu sein scheint.

Dieser einseitig anmutenden, jedoch religionspädagogisch durchaus angemessenen Schwerpunktsetzung in den verschiedenen Lehrplänen werden im Folgenden die theologischen Grundlagen der Christologie und ihre essenzielle, ja identitätsstiftende Bedeutung für den christlichen Glauben insgesamt gegenübergestellt. Dabei legen die einzelnen Autoren vermeintlich altbekannte dogmengeschichtliche Entwicklungen überaus vielschichtig dar, indem sie diese um trinitarische, soteriologische und eschatologische Überlegungen erweitern. Einen besonders innovativen Ansatz liefert hier der Beitrag von Stefanos Athanasiou, welcher aktuelle Anfragen an Christologie und Anthropologie mit dem Transhumanismus verbindet.

Dass der Glaube an und das Bekenntnis zu Jesus Christus die christlichen Konfessionen – bei aller Verschiedenheit und Besonderheit(en) der einzelnen konfessionellen Traditionslinien – letztlich eint, wird im Weiteren verdeutlicht. Zugleich greift der Sammelband auch verschiedene Perspektiven innerhalb des interreligiösen Dialogs auf. So erläutert etwa Gregor Etzelmüller in seinem Beitrag das entschiedene „Nein“ des Judentums, des Islams und des Buddhismus zu Jesus als Christus ebenso anschaulich wie eindrucksvoll.

Im Anschluss daran wird die Frage nach Jesus Christus in einen gesellschaftlichen sowie in einen ökumenisch-didaktischen Kontext gestellt. Hier erweist sich die Analyse von Clauß Peter Sajak zum christlichen Religionsunterricht (RC) als besonders interessant, welcher ab dem Schuljahr 2025/26 in Niedersachsen implementiert werden sollte und der aktuell als Anhörfassung vorliegt. Denn ebenso wie in den bereits bestehenden Lehrplänen, so stellt Sajak fest, „verpuffen“ auch in diesem neu entwickelten RU die im Sammelband dargestellten Reflexionen und Überlegungen, insofern dem dezidiert „Christlichen“ in Form etwa eines verbindlichen Lerninhalts „Jesus Christus“ wenig konkret oder verbindlich Rechnung getragen wird.

Insgesamt stellt der Sammelband eine ausgesprochen lesenswerte Lektüre für den theologisch interessierten Leser dar. Durch die Vielfalt und Aktualität seiner Beiträge vermag er einerseits die Sach- und Fachkenntnis des Einzelnen zu vertiefen bzw. zu erweitern und andererseits den Blick für ökumenische und interreligiöse Perspektiven zu öffnen, welche für die schulische Praxis insgesamt immer wichtiger werden und die z.B. auch im RC eine wichtige Rolle einnehmen. Allerdings bleiben die vorgestellten Perspektiven und Reflexionen trotz vereinzelter praxisnaher Anknüpfungspunkte auf einer eher theoretischen Ebene, sodass eine didaktisch aufgearbeitete Übertragung auf den RU der jeweiligen Lehrkraft obliegt, wenn sie sich denn für eine Behandlung christologischer Fragestellungen im RU entscheidet.

Resümierend betrachtet hat der vorliegende Sammelband gezeigt, dass die in den unterschiedlichen theologischen Disziplinen reflektierte Frage nach Jesus Christus in der Fachwissenschaft zwar eifrig diskutiert und dabei sogar vielfach betont wird, die Fachpraxis diesbezüglich allerdings noch deutlich hinterherhinkt. Nichtsdestotrotz oder gerade deswegen gilt es gemäß des Schlussplädoyers Lützes, mehr Christologie im RU zu wagen!

Karolin Teschner

Susanne Schwarz
unter Mitarbeit von Matthias Sand
**Religionsunterricht aus der Perspektive von
Schüler*innen**
Eine repräsentative Studie in Rheinland-Pfalz

Würzburg: Königshausen & Neumann, 2025

326 Seiten m. Tabellen

48,00 €

ISBN 978-3-8260-9339-5

Bei dem Buch „Religionsunterricht aus der Perspektive von Schüler*innen. Eine repräsentative Studie in Rheinland-Pfalz“ handelt es sich um eine Forschungsarbeit, deren Rezeption auf den Bereich universitärer, rein empirisch ausgerichteter Religionspädagogik beschränkt bleiben dürfte. Schon der Ertrag für religionsdidaktisch Interessierte fällt nicht überwältigend aus, noch weniger profitiert der Religionslehrer, der sich (mit seiner Fachkonferenz) die Frage stellt, wie der Trend zum Schülerschwund im Religionsunterricht und die zunehmende Hinwendung zum Alternativfach Ethik gestoppt bzw. umgekehrt werden könnte.

Der Rezensent hat in den vergangenen 25 Jahren die Veränderungen im Wahlverhalten der Schülerinnen und Schüler in der Oberstufe an rheinland-pfälzischen Gymnasien miterlebt: Während in den Nuller Jahren des 21. Jahrhunderts zwei Kurse der jeweils einen großen christlichen Konfession, ein Kurs der jeweils anderen großen christlichen Konfession und ein Grundkurs Ethik eingerichtet wurden, scheint es aktuell mehr und mehr Gymnasien zu geben, die zwei Ethikkurse und (gerade noch) für je eine christliche Konfessionsgruppe einen Oberstufenkurs anbieten. Die konfessionell-kooperative Kooperation (kokoRU) könnte künftig – anders als offiziell verlautbart – dem katholischen bzw. evangelischen Religionsunterricht allein aus praktischen, schulorganisatorischen Gründen eine Überlebensgarantie verschaffen, so dass wenigstens noch ein (konfessionsübergreifender) Religionskurs pro Jahrgangsstufe eingerichtet wird. Viele Religionslehrkräfte gehen allerdings noch einen Schritt weiter



und stellen – auch im Hinblick auf die Sekundarstufe I – die berechtigte Frage, warum sie an ihrer Schule den Zwischenschritt des kokoRU, der mit einem gewissen Verwaltungsaufwand verbunden ist, gehen sollen, anstatt sich gleich auf den „Christlichen Religionsunterricht“, der derzeit in Niedersachsen eingeführt wird, einzustellen. Erleichtert würde dieser Wechsel dadurch, dass eine katholische bzw. evangelische Religionslehreridentität insbesondere bei jüngeren Kolleginnen und Kollegen einer ökumenisch-christlichen gewichen ist.

Ein besonders wichtiger Befund der auf der Befragung von Schülerinnen und Schülern basierenden Studie von Susanne Schwarz ist derjenige der häufigen intellektuellen Unterforderung im Religionsunterricht (90). Vor zehn Jahren hat der profilierteste deutsche Religionspädagoge, Rudolf Englert, mit seinem Werk „Religion gibt zu denken“ einen konstruktiven Lösungsversuch für die intellektuelle Krise des Religionsunterrichts vorgelegt. In diesem Zusammenhang ist es sehr bedauerlich, dass weder sein Ansatz noch derjenige von Hubertus Halbfas, des Vordenkers eines hermeneutisch-sprachkritischen und symboldidaktischen Zugangs

zum Phänomen Religion, eine konsequente Umsetzung in aktuell auf dem Markt befindlichen Schulbüchern gefunden haben.

Insbesondere an die letztgenannten Stränge von Halbfas' Erbe anzuknüpfen und sie mit den ebenfalls in seinen Werken enthaltenen Beispielen für den Umgang mit Kunst zu verbinden, könnte dem Religionsunterricht gegenüber dem Fach Ethik ein Proprium verschaffen, das ihn auch für die zunehmende Anzahl konfessionsloser, atheistisch eingestellter, säkular orientierter oder spiritueller auf der Suche befindlicher Schülerinnen und Schüler attraktiv macht.

Da die Forschungsarbeit von Susanne Schwarz und ihren Mitarbeitern wegen der überwältigenden Zahlenfülle, des aufdringlichen Genderns, zahlreicher Wiederholungen und nur wenig pointierten „Zwischenfazits“ unter Religionspädagogen, deren Augenmerk der Praxis gilt, eingeschränkte Beachtung finden dürfte, sollen an dieser Stelle einige wichtige Ergebnisse aus dem voluminösen Buch vorgestellt werden, die mangels geeigneter Hervorhebung im Werk bei der notwendig kursorisch bleibenden Lektüre unbeachtet zu bleiben drohen:

„Der Blick auf die Besuchsmotivation in der Grundschule lässt erkennen, dass das Fach von knapp 70% der Schüler*innen mindestens gern und von 93,1% der Schüler*innen mindestens teils/teils gern besucht wird“ (23). „Im Unterschied zur Motivation der Grundschüler*innen, wo der größte Teil ‚gern‘ ankreuzt, votiert der größte Teil der Sekundarschüler*innen für teils/teils. Knapp die Hälfte (49,7%) geht mindestens gern in das Fach, 91,3% gehen mindestens teils/teils gern in den Religionsunterricht“ (24). „Tendenziell zeigt sich im Vergleich, dass die Schüler*innen an nichtgymnasialen Sekundarschulen das Fach etwas lieber besuchen“ (25). „Im Grundschulbereich zählt der Religionsunterricht zu den ersten vier Lieblingsfächern [...] Wie bei den Grundschüler*innen wird der Religionsunterricht auch von den Realschüler*innen am häufigsten auf den dritten Platz der Lieblingsfächer gewählt“ (32). „Bei den Gymnasialschüler*innen gehört das Fach nicht zu den beliebtesten Fächern. Der Religionsunterricht landet bei der Zählung der genannten Fächer insgesamt auf einem 13. Platz [...]

weniger beliebt sind z.B. Informatik und Französisch“ (33).

Bei der Befragung von 686 Sekundarschülern stimmten der Aussage „In Reli lerne ich viel Neues“ 24,8% der Schülerinnen und Schüler „eher nicht“ bzw. „nicht“ zu. Diese beiden negativen Optionen wählten allerdings 64,6% der Schülerinnen und Schüler bei der vorgelegten Aussage „Durch Religion verstehe ich mich selbst besser“ (vgl. 58f.). In Bezug auf dieses Ergebnis zieht Schwarz ein richtiges „Zwischenfazit“: „Hier legt sich, auch mit dem Blick auf die zurückhaltende Bewertung des Nachdenkens und des Anforderungsniveaus [...], der Eindruck nahe, dass die Umsetzung des Spiralcurriculums ausbaufähig ist und wiederkehrende Themen möglicherweise zwar wiederholt, aber nicht in eine neue Perspektive gerückt oder auf kognitiv anregende Art und Weise vertieft werden“ (71).

Bei der Frage „Wie wichtig sind für dich die folgenden Themen im Religionsunterricht?“ ergab sich bei den Sekundarschülern die Reihenfolge „Gerechtigkeit in der Welt“, „Freundschaft“, „Wie wir zusammen leben“, „Wie Fremdsein sich anfühlt“, „Evangelische und katholische Christinnen/Christen“, „Wie Jesus gelebt hat“, „Nach Gott fragen“ ... (vgl. 133f.). 16,1% der Sekundarschüler halten den Religionsunterricht für wichtig, 67,4% für mittelwichtig und 16,5% für unwichtig (vgl. 139). „Sowohl die Grundschüler*innen wie auch die Sekundarschüler*innen stimmen mehrheitlich der Vorstellung von einem Leben nach dem Tod zu“ (237).

„Zusammenfassend kann man sagen, dass der Religionsunterricht seine Relevanz aus Sicht der Schüler*innen vor allem auf der wissensbasierten Bildungsebene erweist. Hinsichtlich der Lebensrelevanz sind die Schüler*innen zweigeteilt. Der Mehrheit gelingt es nicht, die Relevanz des Faches für das Berufsleben zu erkennen. Der Unterricht selbst wird mehrheitlich als positiver Relevanzfaktor (im engen Zusammenhang mit Wissenserwerb und Allgemeinbildung) betrachtet (144).“

„Methodisch gibt es viele Aspekte, die von den Schüler*innen wertgeschätzt werden [...]. Tendenziell gefallen den Grundschüler*innen die kreativen Lernwege im Fach, aber auch die narrative Dimension des Faches. Weiterhin mögen sie, wenn gesungen wird, Filme geschaut werden und insbesondere auch das gemeinsame Gespräch. Unter den Sekundarschüler*innen fällt auf, dass es vor allem die Diskussionen und der gemeinsame Austausch sind, die neben den Filmen häufig als Grund für schöne Aspekte des Religionsunterrichts genannt werden“ (161).

„Im Vergleich zu den Grundschüler*innen, von denen etwa die Hälfte an Gott glaubt, gibt nur rund ein Drittel der Sekundarschüler*innen an, an Gott zu glauben. Mehr als zwei Drittel der Sekundarschüler*innen kreuzen an, mindestens manchmal an Gott zu glauben [...] Die von der Landesschüler*innenvertretung medienwirksam kolportierte und nicht empirisch fundierte Behauptung, dass die Frage nach Gott für die Schüler*innen keine Rolle spielt [...], ist empirisch zumindest für die evangelischen Religionsschüler*innen leicht widerlegbar“ (214).

Abschließend sei ein Hinweis von Friedrich Schweizer, der in einem Beitrag am Ende des Buches die bundeslandübergreifende QUIRU-Studie auswertet, zitiert: „Vier von fünf befragten Schüler*innen waren [...] nicht in der Lage, ein biologistisches Verständnis des Schöpfungsglaubens (Adam und Eva als biologische Eltern aller Menschen) als unzutreffend zu erkennen und entsprechend infrage zu stellen. Angesichts der grundlegenden Bedeutung dieser Thematik sollte dieser Befund in der religionsdidaktischen Diskussion ebenso wie bei der Reform von Bildungsplänen in Zukunft deutlich stärker beachtet werden“ (307).

Jochen Ring

Arnulf von Scheliha / Hinnerk Wissmann
Religionsunterricht 4.0

Tübingen: Mohr Siebeck. 2024

VII + 182 Seiten

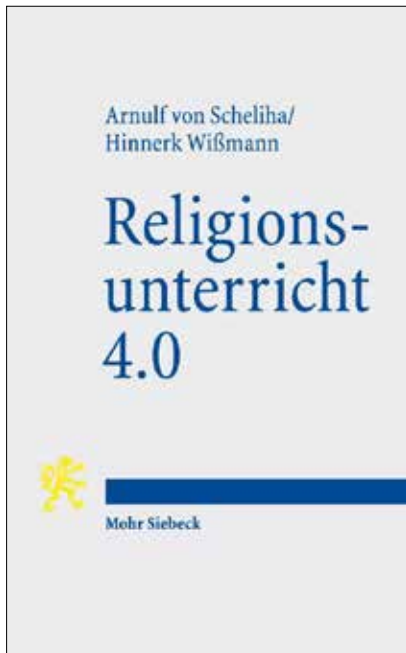
19,00 €

ISBN 978-3-16-163661-5

Arnulf von Scheliha (*1961) ist Professor für theologische Ethik an der Fakultät für evangelische Theologie in Münster, Hinnerk Wißmann (*1971) lehrt öffentliches Recht an der Universität Münster, unter anderem mit dem Schwerpunkt Religionsrecht. Beide Autoren begründen den Religionsunterricht mit der Freiheitsorientierung der Akteure im Bildungsbereich. Denn wenn die Schule, die zu besuchen in Deutschland Pflicht für alle ist, nicht offen wäre für Religion in ihrer Vielfalt, dann wäre Freiheit eingegrenzt.

Darum ist der Religionsunterricht, anders als jedes andere Schulfach, Gegenstand des Verfassungsrechts; in der Weimarer Verfassung waren ihm die Artikel 143 bis 149 gewidmet, im Grundgesetz Artikel 7 Absatz 3. Damit verpflichtet sich der weltanschaulich neutrale Staat zur Zusammenarbeit mit staatsfernen Akteuren, den Religionsgemeinschaften, die für die Inhalte des Religionsunterrichtes Verantwortung tragen. Akteure in Sachen Religionsunterricht sind also die Unterrichteten und die Unterrichtenden, die Verantwortlichen in Schulen und Ämtern, in Landesregierungen, da Bildungspolitik Ländersache ist, und die Kirchenleitungen. Die seine konkrete Gestalt stellt sich deshalb als Resultat vielstimmiger Aushandlungsprozesse dar.

Dabei müssen die Beteiligten die Veränderungen im Bereich der Religionen berücksichtigen: Als die Weimarer Verfassung und das Grundgesetz verfasst wurden, war Deutschland vorwiegend von katholischen und evangelischen Christen bevölkert. Heute ist die religiöse Vielfalt vor allem durch den Zuzug vieler Muslime, die ihrerseits heterogenen Gruppierungen angehören, größer geworden und die Zahl derer, die keiner Konfession zuzurechnen sind, ist angewachsen.



Dieses Buch ist jedem zu empfehlen, der sich an Debatten über Sinn und Zulässigkeit des Religionsunterrichtes in der staatlichen Schule beteiligen will oder muss. Allerdings machen es die Autoren durch ihren Stil den Lesern nicht gerade leicht und gelegentliche grammatikalische Ungereimtheiten erschweren die Lektüre. Doch wird durch die wechselseitige Ergänzung der juristischen und theologischen Perspektive eine kompakte Beschreibung der Stellung des Religionsunterrichtes in der Bildungslandschaft und seiner Entwicklungsmöglichkeiten geboten.

Karl Vörckel

Neben der verfassungsrechtlichen bieten die Autoren kulturstaatliche, religionstheoretische sowie bildungs- und sozialisationstheoretische Begründungslinien für die Existenz des Religionsunterrichtes an und gehen auf die Äußerungen der beteiligten Religionsgemeinschaften zur Rechtfertigung des Religionsunterrichtes an der staatlichen Schule ein. Sie betonen, dass diese Begründungslinien gerade nicht darauf hinauslaufen, dass einmal bewährte Modelle des Religionsunterrichtes – wie zum Beispiel die nach Konfessionen getrennte Unterrichtung – für alle Zeiten das Maß aller Dinge sein müssen, sondern durchaus Modelle der Integration verschiedener Religionsgemeinschaften als Alternativen zulässig sind und in den Bundesländern bereits erprobt werden. Die gelegentlich als „Flickenteppich“ verunglimpft deutsche Bildungslandschaft, in der regional zuständige staatliche und religionsgemeinschaftliche Akteure bestimmenden Einfluss auf das konkrete Bildungsgeschehen haben, wird daher von beiden Autoren nachdrücklich begrüßt.

Heike Bold / Dortje Treiber
Schule inklusionsorientiert gestalten
Denkanstöße und Handlungstipps für die
pädagogische Praxis
Mit E-Book u. Online-Material

Weinheim: Beltz Verlagsgruppe. 2025
151 Seiten m. Abb.
22,00 €
ISBN 978-3-407-63342-2

Die beiden Autorinnen Heike Bold (Grundschul-
lehrerin, Mitarbeiterin am Staatlichen Schulamt
und dem Zentrum für Schulqualität und Lehrkräfte-
bildung in Baden-Württemberg) und Dortje Treiber
(Schulsozialarbeiterin und Inklusionspädagogin)
bringen vielfältige, schulische Erfahrungen mit, die
in dem vorliegenden Werk Anregungen für eine in-
klusionsorientierte Schulpraxis bieten.

In einem Grußwort werden zentrale Intentionen
des Werkes als „eine Zusammenstellung ... und
Grundlegungen für eine inklusive Pädagogik“ (8) be-
nannt, die pädagogisch Tätige dabei unterstützen
sollen, sich besser den Herausforderungen im in-
klusiven Unterricht stellen zu können. Jedes Kapitel
schließt mit Antworten auf die Frage: „Was bedeutet
dieses Thema für mich in meiner pädagogischen Ar-
beit?“ ab und fügt hierfür konkrete Praxistipps und
Denkanstöße an.

Im ersten Kapitel wird der theoretische Ansatz
der „trilemmatischen Inklusion“ anhand von drei
Basisansätzen (Empowerment, Normalisierung und
Dekonstruktion) nach Mai-Anh Boger vorgestellt
und auf den pädagogischen Alltag hin übertragen.

Das zweite Kapitel setzt sich damit auseinander,
welche Aspekte der Inklusionspädagogik, wie das
Erkennen von Vielfalt und Verschiedenheit, für die
eigene Arbeit hilfreich genutzt werden können.



Im dritten Kapitel steht die Haltung von Pädago-
ginnen und Pädagogen im Mittelpunkt und es wird
die Frage erörtert, wie Vielfalt erkannt, stärkenori-
entierete Rückmeldungen gegeben und Barrieren ab-
gebaut werden können. Die hier vorgestellten Tipps
und Ideen für einen „stärkenorientierten Methoden-
koffer (siehe 39) sind dafür sehr hilfreich.

Der Frage des „Andersseins“ wird sich im vierten
Kapitel anhand von Beispielsschilderungen von Ler-
nenden angenähert und daraus die Bedeutung einer
Differenzsensibilität im eigenen, pädagogischen
Auftrag abgeleitet. Damit wird das Ziel verfolgt,
„dass alle Kinder um Diskriminierung und ihre Er-
scheinungsformen wissen [sollten], um sie zu erken-
nen ...“ und in ihrem Handeln Zivilcourage zeigen,
um Vorurteile abzubauen und Stereotypen entge-
genwirken zu können (48 f.).

Anhand von „aufschließenden Impulsfragen“
nach den Professoren Heimlich und Moen wird im
fünften Kapitel das Erkennen von inklusiven Mo-
menten in der Praxis den Blick genommen und auf-
gezeigt, wo diese im eigenen Schulalltag zu entde-
cken sind.

Im sechsten Kapitel wenden sich die Autorinnen der Frage zu, welchen Einfluss Emotionen in schulischen Gemeinschaften haben und wie diese konstruktiv genutzt werden können. Gefühle sollten nicht tabuisiert, sondern konstruktiv aufgegriffen und im Sinne der Förderung der eigenen Selbstregulationsfähigkeit genutzt werden (vgl. 65 f.).

Um ein Verständnis von Lernenden füreinander in der Klassengemeinschaft zu gewinnen, wird im siebten Kapitel die Orientierung an vier psychosozialen Grundbedürfnissen empfohlen, welche für die Entwicklung eines guten Klassenklimas genutzt werden können. Unterschiedliche Bedürfnisse können so besser erkannt, Konflikte vermieden und ein achtsames Miteinander angebahnt werden.

Die Wechselwirkung von Inklusion und Demokratie wird im achten Kapitel in den Mittelpunkt gerückt, in dem partizipatorische Möglichkeiten wie das Mitwirken von Lernenden im Klassenrat, aber auch das Einbeziehen des Kollegiums in Entscheidungen der Schulleitung als Implementierung von demokratischen Strukturen und Prozessen in der Schule genutzt werden können (vgl. 83 ff.).

Das neunte Kapitel wendet sich dem Phänomen des Mobbing bzw. entsprechender Präventionsmaßnahmen in der Schule zu. Neben grundsätzlichen an die Lehrkraft gerichteten Fragen, was Mobbing in der pädagogischen Arbeit bedeutet, werden Alarmzeichen benannt und Möglichkeiten aufgezeigt, wie man effektive Interventionskonzepte implementieren kann.

Das zehnte Kapitel rückt die Elternarbeit in den Blick und zeigt auf, auf welche Weise Zugangsbarrieren wie Sprache, Unsicherheiten und Ängste durch ein stärken- und lösungsorientiertes Arbeiten überwunden werden können.

Im elften Kapitel wird die Arbeit in multiprofessionellen Teams als Chance in den Mittelpunkt gerückt, um der Heterogenität und dem hohen Differenzierungsbedarf im inklusiven Unterricht besser begegnen zu können. Anhand der Rollentheorie von Belbin wird damit eine stärkenorientierte Grundlage für eine gelungene Teamarbeit vorgestellt.

Im zwölften und abschließenden Kapitel wird verdeutlicht, welche Bedeutung eine inklusionsorientierte Schulentwicklung für die eigene pädagogische Arbeit einnehmen kann. Der Unterricht wird dabei als „kleine Keimzelle inklusiver Schulentwicklung“ (139) benannt. Leserinnen und Leser werden dazu ermutigt, Inklusion „im Kleinen“ zu beginnen, sich sukzessive Verbündete im eigenen Kollegium zu suchen und Inklusion als einen kontinuierlichen Entwicklungsprozess zu begreifen.

In einem Ausblick ziehen die Autorinnen im Sinne eines Plädoyers ein gemeinsames Fazit, dass Inklusion eine kontinuierliche Herausforderung bleiben wird und sehen dabei eine bildungspolitische Verantwortung bei jedem Einzelnen. Sie enden mit der Aussage: „Als Schule inklusionsorientiert zu arbeiten ist notwendig, um die Grund- und Menschenrechte aller Kinder und Jugendlicher zu wahren und zu achten.“ (142) Pädagoginnen und Pädagogen legen damit den Grundstein für eine vielfältige Gesellschaft, bei der jeder einzelne Mensch willkommen ist. Dies kann in einem erweiterten Inklusionsverständnis gelingen, bei dem die Teilhabe „unabhängig von Hautfarbe, Herkunft, Religion, individuellen Fähigkeiten, Behinderungen, sozialen Hintergründen, sexueller Identität oder Orientierung“ (144) ermöglicht und dafür jede Schule, jede Klasse und jede einzelne Person ihren Beitrag leisten soll.

Das sehr praxistaugliche Werk richtet sich in einer erfrischend direkten Weise an pädagogisch Tätige und bietet dafür eine Vielzahl an alltagstauglichen Beispielen und Umsetzungsideen an. Darin liegt der Wert dieses Buches, welches zu Recht den Untertitel: „Denkanstöße und Handlungstipps für die pädagogische Praxis“ trägt. Das Literaturverzeichnis ist umfangreich und spiegelt den aktuellen Stand empirischer Publikationen für die pädagogische Umsetzung wider.

Thomas Holzbeck

Maya C. Klinger

Wie ein Foto unser Leben rettete

Die wahre Geschichte der Familie Mandil

Mit Illustrationen von Isabel Kreitz

Aus dem Hebräischen von Gundula Schiffer

Berlin: Insel Verlag, 2025

125 Seiten m s-w Abb.

15,00 €

ISBN 978-3-458-64493-4

Maya Klinger erzählt in ruhiger und sensibler Weise, ohne in unangemessene Sentimentalität zu verfallen, aus der Ich-Perspektive des fünfjährigen Gavra Mandil die Geschichte seiner Familie zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. Es handelt sich um die Darstellung der realen Erlebnisse der Familie Mandil, die nach dem Einmarsch der Deutschen in Jugoslawien zur Flucht aufgrund drohender Deportation gezwungen ist. Dabei gelingt es Maya Klinger in kindgerechter, Empathie schaffender Sprache, die Ängste und Sorgen Gavras spürbar werden zu lassen, der nicht versteht, warum Judesein lebensgefährlich geworden ist und er mit seiner Familie die Heimat verlassen muss. Die Schrecken des Krieges werden nicht detailreich geschildert, jedoch ist eindeutig nachzuvollziehen, dass die Angst vor den deutschen Soldaten und den sich häufenden Bombenangriffen allgegenwärtig ist.

Eine besondere Szene, die dem Buch seinen Titel gab und in der sich in verblüffender Weise entschieden hat, dass die Familie nicht verhaftet wird, was zur Folge gehabt hätte, dass Gavra seine „Geschichte vielleicht nicht [hätte] erzählen können“ (45), vermag jungen Leserinnen und Lesern einen sehr guten Eindruck vermitteln, mit welcher Akribie und Aggression die Deutschen nach Juden suchten, um sie zu kennzeichnen „mit dem gelben Stern“ (17), in „Arbeitslager [zu] schicken“ (20) und zu töten: „Leider haben sehr viele Juden, auch Juden aus Jugoslawien wie wir, den Krieg nicht überlebt.“ (45): Nachdem Gavras Vater bereits in Belgrad Zwangsarbeit leisten musste, kann er mithilfe von Freunden gefälschte Pässe und Zugfahrkarten für die Ausreise



Richtung Süden besorgen. Als die Familie bereits im Zug sitzt und darauf hofft, bald den Fängen der Deutschen entronnen zu sein, wird der Zug nach kurzer Fahrt gestoppt. Alle Personen müssen die Pässe abgeben, Soldaten durchstreifen den Zug und schließlich wird Familie Mandil aufgefordert auszusteigen. Die aufkommende Panik der Eltern und Gavras können die Leserinnen und Leser förmlich spüren. Der deutsche Offizier meint, anhand der in den Pässen verzeichneten Namen erkannt zu haben, dass die Familie jüdisch ist. Der Vater verneint dies. Gavra und seine dreijährige Schwester Beba verhalten sich ganz ruhig ob der Lüge des Vaters, da sie verstehen, dass es gerade um ihr Leben geht. Der Vater, Fotograf von Beruf, holt geistesgegenwärtig ein Foto aus der Brieftasche, das seine fein gekleideten Kinder neben einem festlich geschmückten Weihnachtsbaum zeigt. „Der deutsche Offizier betrachtete das Foto und dachte sich bestimmt, dass wir wohl keine Juden sein könnten, wenn wir Weihnachten feierten.“ (40) Schließlich überzeugt das Foto den Offizier und er lässt die Familie ziehen.

Auf ihrem weiteren gefährlichen Fluchtweg muss die Familie viele Entbehrungen sowie leid- und angstvolle Zeiten erleben. In Albanien werden sie von Familie Veseli auf deren abgelegenen Hof versteckt. Selbst dorthin kommen die Deutschen und immer wieder müssen die Mandils um ihr Leben bangen. Auch diejenigen, die sie verstecken, sowie die Dorfbewohner, die sie decken, schweben in Lebensgefahr. Glücklicherweise überleben Familie Mandil und all ihre Helferinnen und Helfer. Nach Ende des Krieges bleiben die entstandenen Freundschaften bestehen, die von tiefem Dank und gegenseitigem Respekt geprägt sind.

Was Menschlichkeit bedeutet und wie die Familie Unterstützung erfahren hat, wird in diesem Kinderbuch, das das wenig beachtete Thema der Rettung von Juden in Albanien in berührender Weise behandelt, eindrucksvoll dargeboten. Es zeigt nachdrücklich, wie Mitgefühl und Hilfsbereitschaft den Menschen entgegengebracht wurden, die es nötig hatten, ohne dass Herkunft, Religion oder Besitzstand irgendeine Rolle gespielt hätten. Die Fotos, die neben den sehr gelungenen Illustrationen von Isabel Kreitz den Text bereichern, hat die Familie Mandil der Autorin zur Verfügung gestellt. Sie schaffen einen konkreten Bezug zu den realen Personen, von denen erzählt wird. Das Nachwort gibt einen interessanten Einblick in die Familiengeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg.

Der Einsatz des Kinderbuches im Unterricht ist äußerst empfehlenswert. Es bietet viele Gesprächsanlässe, nimmt durch die Ich-Perspektive des jungen Gavra die Kinder sogleich in das Geschehen mit hinein, zeigt für junge und ungeübte Leserinnen und Leser in kindgerechter Weise die bedrohlichen Seiten des Krieges, betont jedoch immer wieder, dass es viele Menschen gibt, die die Not anderer zu lindern vermögen und somit Menschlichkeit erfahrbar werden lassen.

Ivonne Schweitzer

Cornelia Steinfeld / Rainer Oberthür
Der Kreuzweg in Formen und Farben

Regensburg: Schnell & Steiner, 2025

64 Seiten m. farb. Abb.

16,00 €

ISBN 978-3-7954-9055-3

„Jesus stirbt am Kreuz“ – das ist das Thema des Titelbildes des neuen Buches von Cornelia Steinfeld „Der Kreuzweg in Formen und Farben“ mit vielfältigen Texten von Rainer Oberthür und informativen und anregenden Erläuterungen von Andreas Thelen-Eiselen. Ein weißes Kreuz liegt mittig auf einem dunkelblauen Dreieck, das den Untergrund bildet und von schwarzen Flächen begrenzt wird. Sofort stellen sich bei der Betrachtung die ersten Fragen ein: Warum sind die Querbalkenseiten unterschiedlich lang? Was hat es mit den schwarzen Flächen auf sich? Warum bildet ein dunkelblaues Dreieck den Untergrund?

Wer die Bücher „Die Bibel in Formen und Farben I und II“ und „Trauer in Formen und Farben“ kennt, weiß um die Wirkung, die die Grafiken von Cornelia Steinfeld haben können. Das reduzierte Angebot fürs Auge führt sogleich auf das vorhandene Thema/Stichwort, es gibt keine Ablenkung, die eine Fokussierung verhindert. Vielmehr öffnen die wenigen Elemente und Farbangebote – angenehm im Kontrast zu den heutigen schrillen, überfrachteten und eiligen Angeboten für alle Sinne, die nur wenige nachhaltig zu erreichen scheinen und schnell wieder weggewischt werden – Raum und Gelegenheit zum Innehalten, Selberdenken, Nachforschen, auf den Punkt kommen. Dem Dreiklang aus Bibeltext – Grafik – weiterführendem Text folgend hält auch „Der Kreuzweg in Formen und Farben“ ein abwechslungsreiches Angebot für alle bereit, die sich auf die Beschäftigung mit den Stationen des Kreuzwegs mit verschiedenen Zugängen einlassen wollen. In sieben der fünfzehn dargebotenen Kreuzwegstationen ist ein Kreuz zu sehen – fünf Kreuze sind schwarz, zwei weiß. Sie sind jeweils unterschiedlich positioniert, vor wechselnden Hintergrundfarben und doch auch – wenn das wiederholte Fallen Jesu unter dem Kreuz thematisiert wird – farblich zusammenhängend und



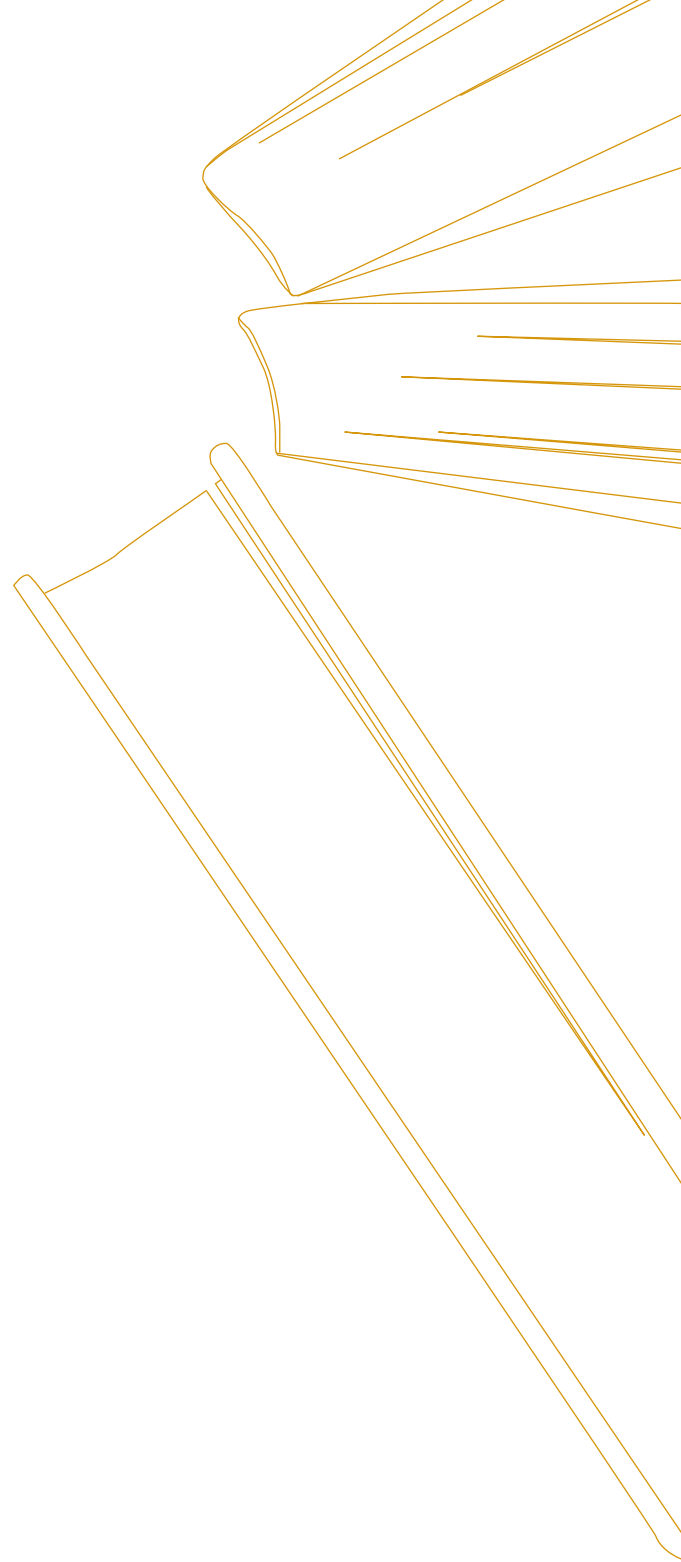
in ihrer Aufeinanderbezogenheit gut erkennbar. In der Passionsgeschichte, deren Mittelpunkt Jesus (weiß; Kreis – Kreuz – Kreis) bildet, wenn auch mitnichten immer im Mittelpunkt der Grafik positioniert, werden zudem die Momente in bunten Farben aufgezeigt, die auf die Hoffnung gebende letzte Grafik vorausweisen, die die Auferstehung thematisiert.

Rainer Oberthür vermag es, mit seinen Texten die Aussageintention der Grafiken zu vertiefen und weiterzuführen. Sehr gelungen sind die unterschiedlichen Textformen, die die Nutzung des Buches für verschiedene Zielgruppen ermöglicht. Die Darbietung der Antworten auf die Fragen über den gekreuzigten Gott beispielsweise (26) ermutigt sehr, auch mit jüngeren Kindern über den Kreuzweg ins Gespräch zu gehen. Die Texte sind ansprechend, zum Weiterdenken oder Weiterschreiben animierend und sie bieten die Möglichkeit, sowohl einen sachlichen als auch poetischen oder meditativen Zugang zu den jeweiligen Stationen zu finden.

Andreas Thelen-Eiselen ordnet in klarer und strukturierter Weise die Kreuzwegtraditionen ein. Seine Erläuterungen zu den einzelnen Stationen zeigen auf, dass nicht allein biblische Beschreibungen die Grundlage bilden, sondern vieles aus der Tradition, aus dem Legendenbereich und dem Blick vor dem Hintergrund des Glaubens an eine menschenrettende Passion Christi die Fokussierung auf besondere Momente, die diesen Jesus Christus so menschlich, leidend und ertragend zeigen, bedingen und prägen. Zu den vierzehn von Papst Clemens XII. im 18. Jahrhundert bestätigten Stationen wird heutzutage häufig eine fünfzehnte Station hinzugefügt: die Auferstehung. Den Blick über den Tod hinaus zu richten in der Hoffnung, dass dem irdischen ein ewiges Leben folgt, vermag gerade in einer krisengeschüttelten Zeit kraft- und sinnstiftend sein. Die von Cornelia Steinfeld zur Auferstehung entworfene Grafik nimmt den Betrachtenden mit in eine nicht zu erkennende Ferne, die keine dunklen, bedrohlichen Farben aufweist. Sie lädt dazu ein, sich darauf einzulassen, dass Hoffnung allzeit berechtigt ist und nicht die Aufgabe von eigenen Bedürfnissen und Wünschen zugunsten von Phantasie bedeutet, sondern der christliche Glauben an die Auferstehung und das ewige Leben trägt.

So ist dem Buch zu wünschen, dass es vielen Menschen zugänglich ist und für Kinder einen „kreativen“ und „hellsichtigen“ Zugang zur Beschäftigung mit dem Kreuzweg und seinen Themen bietet, für Jugendliche interessant ist, „weil sie Unverbrauchtes mögen“, und ebenso für „Erwachsene“, die „bis ins hohe Alter einen weiteren, neuen Zugang zu Lebensthemen der Bibel brauchen“ (50).

Ivonne Schweitzer



Rainer Oberthür
Die Kinderbibel
Eine Entdeckungsreise
Mit Bildern von Marieke Ten Berge

Stuttgart: Gabriel Verlag, 2025
128 Seiten, farb. Abb.
18,00 €
ISBN 978-3-522-30751-2

Wer geht nicht gerne auf eine Reise? Auf eine Entdeckungstour in acht Stationen und vier Zwischenhalts wird mitgenommen, wer sich mit Rainer Oberthür durch seine Kinderbibel auf den Weg macht. Der Wegweiser ist dabei die Frage: Gibt es Gott wirklich?

Der Schwerpunkt der Reise liegt bei dieser Bibelausgabe für Kinder im Alten Testament, oder besser gesagt im „Ersten“ Testament, um bei der Sprache des Autors zu bleiben. Vorgestellt werden Bibelstellen, in denen Menschen Gott in den verschiedensten Weisen begegnen: Mose, Hiob und Ruth sind ebenso vertreten wie Adam und Eva. Eingebettet in erklärende Begleittexte werden die Lesenden an die Bibelgeschichten herangeführt. Die farbliche Gestaltung des jeweiligen Abschnittes verdeutlicht, in welchem Text man gerade unterwegs ist. Die Erklärungen greifen unsere heutigen Fragen auf und setzen diese in Verbindung mit der jeweiligen Bibelstelle. Beide Gattungen sind gut miteinander abgestimmt und gehen harmonisch ineinander über. Besonders wertvoll scheint, dass Fragen, die alle Menschen durch verschiedene Zeiten hinweg beschäftigen und auch heute aktuell sind, berücksichtigt werden: Es geht um das Leben nach dem Tod, Leid und Glück, Recht und Unrecht. Dabei gibt es keine vorschnellen Antworten. Rainer Oberthür zeigt auf: Manches ist kompliziert, aber Gott arbeitet niemals gegen die Menschen. Dabei wird der Erfahrungshorizont der Kinder berücksichtigt und aufgegriffen. Stimmig und pointiert wird am Ende jedes Kapitels eine kurze Zusammenfassung geboten. Mit den Worten „Gott zeigt sich hier ...“ werden Frage und Bibelerzählung verbunden. Die künstlerische Gestaltung

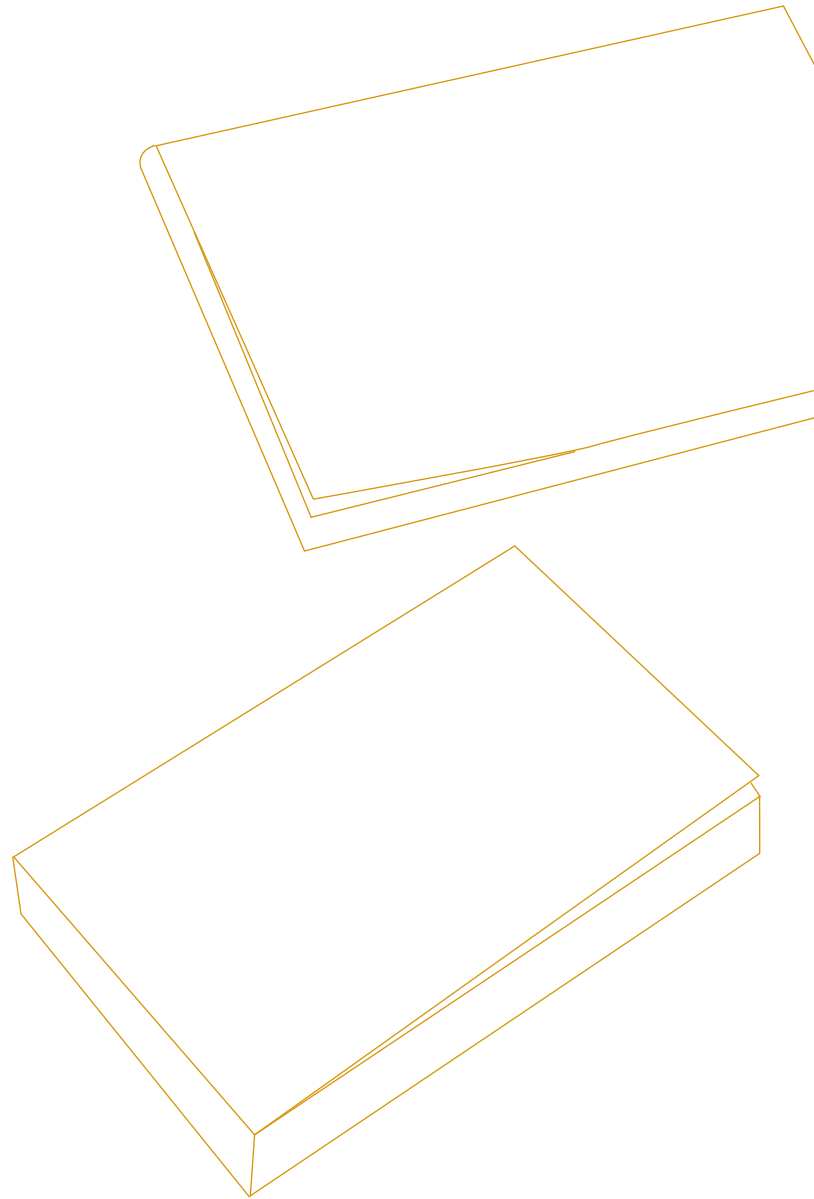


der Bibel begleitet die Texte, ohne aufdringlich zu sein. Farbenfroh, aber nicht grell, kindgerecht, aber nicht kindisch, die Inhalte der Erzählungen aufgreifend und mit Liebe zum Detail hat Marieke ten Berge diese Bibel illustriert. In verschiedenformativen Bildern gibt es dabei allerlei zu entdecken.

Was diese Kinderbibel von anderen unterscheidet, ist einerseits ihr Ansatz, ein Wissens- und Erklärbuch sein zu wollen, und andererseits die Sprache. Erfrischend ist, dass eben nicht, wie in anderen Kinderbibeln, die Texte im neuen Gewand erzählt werden, sondern lebensrelevante Fragen der Ausgangspunkt sind. Beispielsweise geht es bei der Schöpfungserzählung nicht um das „Wie“ und „Wann“, sondern um das „Warum“ und „Wozu“ der Erschaffung der Welt. Auch vermeintlich schwierige Fragen, wie die nach dem Tod, werden nicht ausgespart. Allein die sprachliche Gestaltung setzt bereits einen doch umfangreicheren Wortschatz voraus. So sind die Texte für erwachsene Leserinnen und Leser durchaus ansprechend, für jüngere Kinder aber vermutlich stellenweise zu abstrakt und zu umfangreich. Eine Verwendung bietet sich wohl in der Grundschule, in der Erstkommunionkatechese oder im begleitenden Kinderwortgottesdienst an.

Mit der Verbindung von biblischer Erzählung, lebensrelevanten Fragen und exegetischem Hintergrundwissen ist Rainer Oberthür eine Kinderbibel gelungen, die auch Erwachsene zum Blättern, Entdecken und Schmökern einlädt. Wer in und mit dieser Kinderbibel auf Entdeckungsreise geht, die und den erwartet eine spannende Tour, mit frischen Perspektiven auf bekannte Texte und der Möglichkeit, Neues und Spannendes zu entdecken.

Claudia Pappert



Klaus von Stosch
Trinitätstheologie
Grundlegung und interreligiöse Perspektivierung

Freiburg: Herder Verlag, 2025

431 Seiten

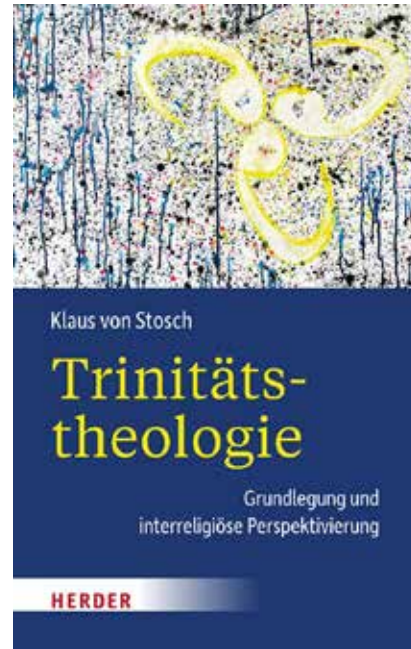
35,00 €

ISBN 978-3-451-02524-2

Johann Baptist Metz spottete einmal über den trinitätstheologischen Entwurf seines Kollegen Jürgen Moltmann, dieser kenne das Innenleben Gottes besser als das seiner Frau. Auf ähnliche Weise konnte sich Karl Rahner über trinitätstheologische Konzepte echauffieren, die ihm zur göttlichen Eingewei-deschau gerieten. Gelte es doch, Gott als Geheimnis zu denken.

Nun darf die Beschwörung der Geheimnishaftigkeit Gottes nicht dazu führen, das Denken abzustellen, und das wollte zweifellos keiner der beiden Theologen sagen. Umso mehr stellt sich die Frage, bis zu welchem Punkt das Denken sich durch den Glauben an den dreifaltigen Gott herausfordern lässt. Dieser Frage nachzugehen ist in besonderer Weise Klaus von Stosch qualifiziert. Als Vertreter einer komparativen Theologie weiß er nicht nur um die Anfragen, die andere Religionen an den trinitarischen Glauben stellen, sondern genauso auch um die Verstehenshilfen, die diesem Glauben aus der externen Perspektive zuwachsen.

Seit je her sieht sich das Christentum in dieser Hinsicht dem Vorwurf des Tritheismus und damit eines Rückfalls in den Polytheismus ausgesetzt. Und es liefert sich diesem Vorwurf dadurch aus, dass es Jesus als denjenigen bekennt, der sich von Gott als seinem himmlischen Vater unterscheidet und sogar zu ihm betet, wobei er zugleich aber sagt „Wer mich sieht, sieht den Vater“ (Joh 14,9). Das Problem verschärft sich noch dadurch, dass es nicht bei diesem binitarischen Glauben bleibt, sondern das christliche Glaubensbekenntnis auch noch den Heiligen Geist zur dritten personalen Instanz in der göttlichen Beziehungswirklichkeit erklärt. Der komparative Ansatz von Stoschs bringt es nun mit sich, dass er uns das Judentum und den Islam als



Schwesterreligionen vorstellt, die uns trotz aller Kritik auch einen Weg zum Verständnis dieser augenscheinlichen Paradoxie bahnen. Habe doch die Trennung von Judentum und Christentum weniger theologische als soziologische Gründe, und auch die jüdische Vorstellung der Schechina – der Einwohnung Gottes im Menschen – komme dem trinitarischen Glauben entgegen, zumal diese Einwohnung eine Scheidung in Gott selbst bedeute. Genauso erkenne der Koran Jesus als das Wort Gottes an.

Besonders beeindruckend werden die Überlegungen des Autors dort, wo er nicht nur Verstehenszugänge wie die genannten referiert, sondern sie eigenständig aufgreift und mitunter sogar auf sehr persönliche und authentische Weise auf die Beziehungskomplexe bezieht, in denen wir Menschen leben. Dies ist etwa dort der Fall, wo er monologische Ansätze der Trinitätstheologie aufgreift und auf die Struktur des menschlichen Selbstbewusstseins bezieht. Im Akt des Selbstbewusstseins zerteile ich mich nämlich in ein denkendes und ein gedachtes Ich. Jeder Versuch, Ersteres zu objektivieren, schlägt es jedoch Letzterem zu, so dass sich die Spur des denkenden Ich letztlich im Unendlichen unverfügbar verliert. Und doch bezeugt es seine Wirklichkeit in der Befähigung, mich denkend und handelnd auf

Christian Danz
Einführung in die Theologie Martin Luthers
2. durchgesehene Auflage
utb

Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag. 2025
243 Seiten
22,90 €
ISBN 978-3-8252-6407-9

mein empirisches Ich zu beziehen und sich denjenigen Herausforderungen zu stellen, die aus ihm erwachsen. Wo dies geschieht, ist dies nur möglich in der Kraft desjenigen Geistes, der beide Instanzen verbindet. Sofern diese immanent-trinitarische Struktur meines Selbstbewusstseins sich in Handlung umsetzt, geht es „ökonomisch“ in die sozialen Beziehungen ein, in denen ich lebe. Dies berührt sich wiederum mit dem biblischen Zeugnis vom Pfingstgeschehen, die eine Antigeschichte zur babylonischen Sprachverwirrung bezeugt, weil hier der Geist Gottes die anwesende Gemeinde kommunikativ über sich hinauswachsen lässt.

Mit Überlegungen wie diesen sind die Fragen, die der trinitarische Glaube an Jesus Christus als den menschengewordenen göttlichen Logos aufwirft, beileibe nicht gelöst. Das macht der Autor immer wieder mit eigenen Einwänden deutlich, so dass er auch im Abschlusskapitel nicht „die“ Lösung präsentiert. Die referierten Gedanken zeigen aber, dass der trinitarische Glaube im besten Sinne des Wortes zu denken gibt und dass Trinität nicht nur ein Problem der danach benannten Theologie darstellt.

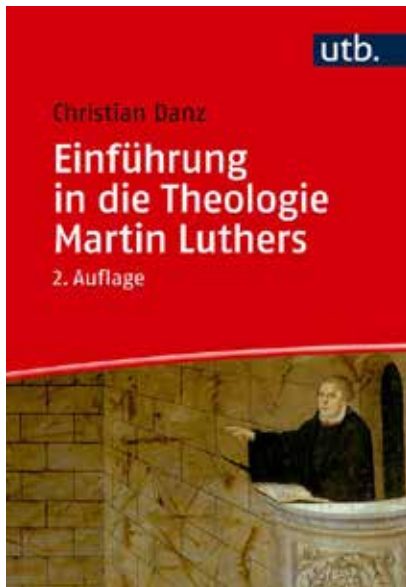
Nur in einer Hinsicht ist gegenüber diesem großen Werk des Autors ein Vorbehalt anzumerken. Das einleitend genannte Vorhaben, in einfacher Sprache die Themenstellung zu behandeln, wird nicht durchgehalten und ist wohl auch nicht durchzuhalten. Wer aber für Religionsunterricht, Katechese oder Predigt Anregungen zur Behandlung des Themas sucht, wird auf vielfache Weise gewiss fündig und kann auch einzelne Kapitel für sich studieren.

Gerd Neuhaus

Einführungen sind beliebt, aber sie zu schreiben, birgt ein gewisses Risiko in sich. Sie stehen in der Gefahr, dem Leser das Gefühl zu geben, er wüsste nun schon alles Wesentliche, obwohl er allenfalls einen ersten Überblick erhalten hat. Aber der Leser könnte auch im Gegenteil den frustrierenden Eindruck bekommen, er müsse noch Dutzende weitere Bücher lesen, um überhaupt im Thema ‚drin‘ zu sein.

Bei dem Thema Luther beide Gefahren zu umschiffen, ist dem Autor Christian Danz gut gelungen. Wer seine Einführung liest, bekommt einen kundigen Über- und Einblick in die wesentlichen Entscheidungen der Theologie Luthers. Ebenso werden die Quellen und weitere Literatur zum Lutherstudium genannt und angehenden Lutherforschern wichtige Informationen zusammengestellt, die ihnen den Einstieg in ihre Arbeit erleichtern.

Besonders in dem Kapitel „Der junge Luther und die Herausbildung der reformatorischen Entdeckung“ werden die jeweiligen Erkenntnisse Luthers in biographisch-kirchengeschichtliche Zusammenhänge eingebettet. Hier zeigt sich eine Schwierigkeit, die sich zwangsläufig einstellt, wenn man systematische und kirchengeschichtliche Aspekte zusammenzubinden versucht. Soll man die Theologie Luthers eher in ihrer systematischen Einheit herausarbeiten oder ihre Einsichten stärker historisieren? Danz schreibt in seinem Vorwort dazu, dass er auf eine systematische Zusammenschau der einzelnen Elemente von Luthers Theologie verzichtet habe, auch wenn Luthers frühe theologische Erkenntnisse kontinuierlich sein weiteres Leben und Werk durchziehen.



Angesichts der großen Kenntnis des Autors und seines im Buch an vielen Stellen sich durchsetzenden systematischen Blicks kann man es bedauern, dass er auf eine konsequentere Systematisierung verzichtet hat. Danz nennt als wesentliche Werke einer systematischen Zusammenschau von Luthers Denken neben dem auch historisch ausgerichteten Werk von Bernhard Lohse zu Luthers Theologie von 1995 nur Hans-Martin Barths „Theologie Martin Luthers. Eine kritische Würdigung“ von 2009 und den alten Klassiker „Die Theologie Martin Luthers“ von Paul Althaus (2. Auflage 1963). Hier wären neuere, gut lesbare Systematiken der Theologie Luthers willkommen. Wenn man bedenkt, welche große Wirkung das systematisch orientierte Büchlein „Luther. Einführung in sein Denken“ (1. Auflage 1964) von Gerhard Ebeling für viele Studierenden damals hatte, scheint die mit Blick auf die Gegenwart versuchte Systematisierung der Theologie Luthers ein sehr nützliches und sinnvolles Publikationsvorhaben zu sein. Dietrich Korsch hat in seinem in zweiter Auflage 2007 erschienenen kleinen Buch „Martin Luther. Eine Einführung“ in ähnlicher Weise eine empfehlenswerte Orientierung vorgelegt. Doch über Einführungen hinausgehende systematische Gesamtdarstellungen der Theologie Luthers bleiben ein Desiderat.

Während es vor Jahrzehnten eher darum ging, sich im ‚Irrgarten‘ der Zwei-Reiche-Lehre Luthers zurechtzufinden oder sich über das kontroverse Lutherbild im ökumenischen Dialog zu verständigen, ist es heute vielmehr notwendig, die Relevanz von Luthers Theologie für Menschen des 21. Jahrhunderts aufzuzeigen. Es stimmt nachdenklich und ist wohl typisch, dass – wie Danz zu Recht schreibt – die neue Forschung zu Luther sein Werk stärker in seinen geistes-, mentalitäts- und sozialgeschichtlichen Horizont rückt. Manchmal fragt man sich, ob der Rückgang der Kirche auch mit einer stärkeren Historisierung ihrer Theologie einhergeht.

Dennoch findet die für – nicht nur! – evangelische Christen wichtige Frage, ob oder in welcher Weise ihnen Luther heute Orientierung in ihrem Nachdenken über ihren Glauben geben kann, auch in dem vorliegenden Werk gute Hinweise und Einsichten. Wer eine durchaus komprimierte, gut verständliche Einführung in Luthers Theologie sucht, wird hier fündig werden.

Jürgen Boomgaarden

Thomas Jürgasch / Ahmad Milad Karimi
Jesus – Gottes Sohn?
Ein interreligiöses Gespräch zum Konzil von Nizäa

Freiburg: Herder Verlag, 2025

173 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-451-39866-7

Wer ist Jesus von Nazareth? Ist er wirklich Gottes Sohn? Oder ist er nur ein besonders begnadeter Mensch? Ein Prophet, eine charismatische Persönlichkeit, ein geisterfüllter Wanderprediger, der die Menschen inspirieren und in einem Maße faszinieren und für sich gewinnen konnte, dass er den Mächtigen gefährlich wurde und beseitigt werden musste?

Das Konzil von Nizäa hat im Jahre 325, also vor genau 1700 Jahren, definitiv Antwort gegeben: „Wir glauben [...] an den einen Herrn, Jesus Christus, Sohn Gottes, als Einziggeborener aus dem Vater gezeugt, d.h. aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott aus wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, wesensgleich dem Vater.“ (DH 125)

Thomas Jürgasch (geb. 1978), seit dem Sommersemester 2020 Juniorprofessor für Alte Kirchengeschichte und Patrologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, und Ahmad Milad Karimi (geb. 1979), Professor für Kalām, Islamische Philosophie und Mystik an der Universität Münster, sprechen miteinander über genau diese Antwort des Konzils. Ein interreligiöses Gespräch zwischen einem Christen und einem Muslim entsteht über die Frage, was denn dieses für heutige Ohren etwas old-fashioned klingende Bekenntnis zu Jesus als dem Sohn Gottes bedeutet. In zwei Schritten wird vorgegangen:



Zunächst kommt unter dem Titel „Gottes Sohn – Menschensohn?“ Grundlegendes zu Christologie zur Sprache (13-77), um sodann näher auf das Bekenntnis von Nizäa und die Umstände des Konzils selbst einzugehen (169-167). Zum Schluss wird kurz Resümee gezogen und in die Zukunft geblickt (169-171). Überschaubare Literaturhinweise schließen den Gesprächsband ab.

Einleitend wird über die biblische Bedeutung christologischer Hoheitstitel reflektiert, über „Sohn Gottes“, „Christus“ (Messias), „Kyrios“ und Menschensohn. Vieles wird nur angeschnitten oder gar nicht erwähnt: z.B., dass Jesus zeit seines öffentlichen Wirkens für sich den „extrem aufgeladenen“ (16) messianischen Würdenamen keineswegs in Anspruch genommen hat. Unerwähnt bleibt auch, dass erst in der Passionsgeschichte Jesu Predigt und Sendung der nahegekommenen Königsherrschaft eine definitive Wende erfährt. In der Leidensgeschichte gründet das Christus-Bekenntnis und offenbart sich die Tiefe und Hintergründigkeit des Kreuzesgesche-

hens. Doch von all dem erfährt man nichts. Stattdessen wird so getan, als sei das christologische Bekenntnis ebenso widersprüchlich und paradox wie das Offenbarungsverständnis im Islam. Beide Gesprächspartner sind sich einig darin, dass sich der Glaube im Raum von Paradoxien zu bewähren habe, „nicht um sie zu eliminieren, sondern um in ihnen die Spur des Göttlichen zu erkennen“ (43).

Es zeigt sich hier, wovon Thomas von Aquin mit Aristoteles bereits warnte: *Parvus error in principio magnus est in fine*. Es geht auf dem Konzil von Nizäa nicht darum, Paradoxien und Widersprüche aufzustellen, sondern darum, Göttliche Offenbarung, das Wort Gottes, verständlich zu machen. Wer das Wort Gottes im Koran oder in Jesus Christus für selbstverständlich hält, weiß nicht, worauf die christliche Botschaft durch ihren Inhalt antwortet. Dass Gott zu Wort kommt und den Menschen in ein Verhältnis zu sich selbst bringt, das in ihm als die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn besteht und deshalb von göttlicher Realität ist, zeigt in dramatischer Weise: Die christliche Botschaft macht sich selbst verständlich; und zwar durch ihren Inhalt. Wir dürfen nicht vergessen: Die christliche Botschaft spricht nicht vom Wort Gottes. Sie behauptet vielmehr, selbst das Wort Gottes zu sein (vgl. 1 Thess 2,13).

So handelt der zweite Teil des Buches zwar von der religiösen Universalität des Christentums, zu wenig aber vom dogmatischen Kern der Konzilsaussage. Zunächst wird über die historischen Ereignisse gesprochen, die zum Konzil selbst geführt haben (79-119). Dabei wird keineswegs der Donatismus, wohl aber die spezifische Märtyrerchristologie ausgeblendet, die sich in der Zeit der Christenverfolgung herauskristallisiert hat. Sodann werden die

divergierenden Positionen des alexandrinischen Priesters Arius († 336) und die Alexanders von Alexandria († 326) gegenübergestellt, allerdings so, dass Ahmad M. Karimi großes Verständnis für den Arianismus zeigt: „Arius' Haltung war sowohl biblisch als auch philosophisch gut begründet und erschien damit intellektuell allgemein überzeugend. Hättet Ihr Euch nur an ihn gehalten!“ (129)

Übersehen wird bei dieser Sympathiekundgebung nur eins: dass Jesus unser Erlöser ist. Die Erlösung des Menschen hängt aber an der Gottgleichheit Jesu; denn nur Gott kann erlösen, d.h. Gemeinschaft mit sich selbst schenken, das Heil. Der christliche Glaube hätte seine Identität verloren, sofern er dem arianischen Versuch erlegen gewesen wäre, sich fügenlos in das griechische Vorverständnis eines mittleren Platonismus einzufügen. Insofern hat das Konzil von Nizäa durchaus einen Punkt unter eine vehement geführte Debatte gesetzt. Definitiv kommt das Verhältnis des historischen Jesus zu Gott zur Sprache und der christliche Glaube als das Anteilhaben an eben diesem Gottesverhältnis zu Wort, verbunden mit dem Recht, sich betend durch Jesus Christus im Heiligen Geist an Gott zu wenden. Dass diese Punktsetzung durch das Konzil von Nizäa nicht als Setzung eines Schlusspunktes zu verstehen ist, liegt auf der Hand und zeigt sich etwa im Konzil von Chalkedon (451), das neben dem wahrhaft Gottsein (*vere Deus*) auch das wahrhafte Menschsein (*vere homo*) Jesu bekennt. Das Konzil von Nizäa stellt die theologische Vertiefung in Permanenz nicht in Frage, sondern unterstreicht im Gegenteil seine bleibende Bedeutung.

Manfred Gerwing

Christian Heidrich
Warum ich ein Christ bin

Ostfildern: Patmos Verlag, 2025

176 Seiten

20,00 Euro

ISBN 978-3-8436-1537-2

Der Gymnasiallehrer, Theologe und Übersetzer Christian Heidrich, 1960 in Bierawa/Polen geboren, legt eine lebendige kleine Bekenntnisschrift vor, die alles andere ist als ein fundamentalistisches Manifest. Dem Leser flattert schon im Vorwort der Sperling einer Parabel entgegen: Der kleine Vogel fliegt in eine warme beleuchtete Festhalle hinein und kurze Zeit später mit ungewissem Ziel in die unbekannte Dunkelheit wieder hinaus. Diese Metapher der Fragilität und Kürze des menschlichen Lebens wurde König Edwin von Northumbria vor mehr als 1400 Jahren als Entscheidungshilfe während seines Zögerns bei der Konversion zum Christentum erzählt, um deutlich zu machen: Die galiläische Religion würde einem ‚etwas mehr an Gewissheit‘ Raum geben.

In drei Großkapiteln – „Die Gabe“, „Bürger wie Bettler“, „Die Unvollendete“ – mit jeweils zwölf Unterkapiteln führt der Autor durch Bibelexegese, Kirchengeschichte und theologische Literatur. Er erscheint dabei gleichsam als Reisebegleiter, der häufig die spektakulären kleinen Umwege zu den wesentlichen Sehenswürdigkeiten statt der breiten, bekannten Hauptstraßen nimmt. Die 27 Schriften des Neuen Testaments werden im ersten Kapitel exemplarisch nahbar und die jeweils besondere Charakteristik der vier Evangelien überraschend plastisch. Entscheidend, so Heidrich: Jesus ist ein „Meteorit“, ganz im Sinne des Filmtitels von 1976 „The Man Who Fell to Earth“ (mit David Bowie in der Hauptrolle). Der Wanderprediger aus Galiläa setzte nicht mehr prioritär auf Sippe, Familie und Volk, sondern auf Gotteskindschaft aller und damit auf humane Universalität – ein epochemachendes Ideal. In einer Welt, die zu seiner Zeit ausschließlich von hierarchischen Machtstrukturen bestimmt war, fokussierte der Nazaräer Geist und Sinn anstelle von blindem Gehorsam und purem Gesetzes-



text. Jesu Einzug in Jerusalem auf einem Esel ist als eine Art von Donquichotterie (31) anzusehen, so Heidrich, gerade als solche aber habe sie die eingespielten Rituale und die Ökonomie der Macht von Sadduzäern, Geld- und Tempelaristokratie sowie Römern bedroht. Seine Kreuzigung war politisch betrachtet Niederlage und Demütigung, der Glaube an die Auferstehung als Christus überwand jedoch seine Opferrolle und adelte von nun an alle Opfer, denen historisch bis zu dieser radikalen Perspektivumkehr stets die Schuld am Misslingen aufgebürdet worden war – ein wesentlicher Punkt, auf den Kapitel drei später zurückkommt (140-143). Anstatt die oft kritisierte Selektion bei der Kanonisierung der Bibeltexte zu beklagen, erläutert Heidrich die kirchengeschichtlichen Bedingungen und Kriterien eines Prozesses, der u.a. einer zwischenzeitlich geforderten völligen Loslösung vom Judentum (36) widerstand. Die von Christen anerkannte Inkarnation Gottes in Jesus von Nazareth als dem erwarteten Messias bedeutet, dass er sich nicht allein im Wort, sondern mit diesem verschränkt speziell in Taten der Liebe zu erkennen gibt.

Das zweite Kapitel umkreist die gesellschaftliche Dimension des Christentums ausgehend von der „Dritten Relation des Symmachus“, einer antichristlichen, auf die römische Traditionsreligion fokussierte Schrift an Kaiser Valentinianus II. von 384. Ambrosius, Bischof von Mailand, reagierte prompt und erfolgreich mit einer Reihe selbstbewusster Briefe an denselben Adressaten. Er behauptete, aus den dunklen Ahnungen früherer Religionen sei mit dem Christentum ein zuverlässiger Besitz der Weisheit und Wahrheit Gottes geworden. Mit Christoph Marksches stellt Heidrich heraus, die Erfolgsgründe der jungen Religion seien ihre Anschlussfähigkeit an das systematische Denken der griechischen Philosophie bei gleichzeitiger Verständlichkeit für ungebildete Schichten gewesen sowie ein inklusives karitatives Handeln ihrer Mitglieder. Zu den attraktiven Faktoren gehörte der Verzicht auf komplizierte ethische Diskurse und die damals verblüffende Hinwendung zur geschöpflichen Würde menschlichen Lebens: Ausgesetzten Säuglingen, selbst Mädchen, wurde nun erstmals Schutz gewährt.

Der Absolutheitsanspruch des Ambrosius markierte zugleich eine beginnende fatale Machtentfaltung. Im heutigen Spätchristentum seien es nun die Christen, die ihre Tradition gegen die neuen Angebote der säkularen Spätmoderne verteidigten. Der Autor setzt sich erfreulich sachlich mit Gegenpositionen seit der Spätantike auseinander, so etwa mit Porphyrios oder Kaiser Julian, der sich als Getaufte schließlich sehr bewusst zum römischen Götterglauben zurückwandte. Jesus als Christus zu glauben, so wird deutlich, ist nicht logisch deduzierbar, sondern bedarf der intellektuellen wie sinnlich-konkreten Einübung: „Glauben gibbet nich anne Bude. Dat lernse mitte Kumpels“ (Graffito aus Essen, 72). Dennoch gehört die starke Logos-Tradition wesentlich zum Christentum, das weder auf das ‚Dunkle‘ des Glaubens noch auf das denkend Erfassbare zu

reduzieren ist – gut erkennbar bei Justin: Die Vorstellung des 165 wegen seines Glaubens in Rom enthaupteten Christen (75) gehört zu den lohnendsten Passagen; in einer Verteidigungsschrift wies der Denker nicht zuletzt auf den hohen politischen Wert der Christen als Staatsbürger hin, die besonders zuverlässige „Beschützer und Mitstreiter für den Frieden“ seien (80).

Die zweite Hälfte von Heidrichs Bekenntnisschrift zerfasert leider. Die zunächst reizvoll mäandernde Reise springt (81) nun zu Joseph Henrichs aktueller These, das hochmittelalterliche Westeuropa habe seine individualistischen, leistungs- und prosperitätsbezogenen Besonderheiten – später geboostert durch den Protestantismus – aufgrund der kirchlich vorgeschriebenen Partnerwahl fern der Herkunftsfamilie entwickelt. Die spannende Untersuchung kontingenter soziohistorischer Kausalursachen bewegt sich auf einer kategorial völlig anderen Ebene als die thematisierten Bekenntnisgründe. Unwuchten erzeugen zudem fruchtlose Bezüge etwa zu Peter Sloterdijk oder Markus Gabriel. Dem etwas zu redseligen ‚Reiseleiter‘ entgleitet auf den Nebenwegen mitunter die Konzentration auf das Wesentliche.

In lohnender Erinnerung bleibt dennoch: Die globale Anerkennung, ja ‚Absolutheit‘ des Sorgeideals und der Hinwendung zu Opfern darf in der heutigen Welt ohne Absolutes als Residuum des Christlichen kenntlich gemacht werden. Der christliche Humanismus stützt, wie schon in der Spätantike, heute das moralische Leben erneut während eines epochalen Umbruchs. Christen entlassen den Sperling nicht resigniert in die kalte Nacht, sondern leben lieber ‚mit einem Vogel‘.

Rita Anna Tüpper

Georg Kraus
Der Himmel
Erfüllte Sehnsucht im ewigen Leben

Würzburg: Echter Verlag, 2025

136 Seiten

19,90 €

ISBN 978-3-429-06768-7

Der Autor arbeitet die Korrespondenz zwischen dem Streben nach Sinn und dem christlichen Glauben auf Vollendung in der seligen Gemeinschaft mit dem Dreieinigen Gott im Hoffnungsbild des Himmels eingehend heraus. Eine einleitende Anekdote führt anschaulich vor Augen, dass über die erahnbare eschatologische Wirklichkeit Himmel nur analoge Aussagen möglich sind.

Im ersten Teil stellt Kraus die aktuellen theologischen Überlegungen über ein Leben nach dem Tod übersichtlich dar, die seit den 1970er Jahren entwickelt wurden, um die biblische Überlieferung heute existentiell plausibel zu machen: Auferstehung geschieht dem Einzelnen im Tod. Sie betrifft den ganzen Menschen mit seiner Lebensgeschichte und ist seine endgültige Begegnung mit dem personalen Gott. Mit dieser Perspektive lassen sich die traditionellen Bilder von Gericht, Läuterung im Fegefeuer, Hölle und Himmel verstehen und zeitgemäß übersetzen.

Kraus entfaltet im Folgenden die von Gott erhoffte, erfüllte Sehnsucht besonders mit Bezug auf die Frohe Botschaft Jesu. Hier stellt er Bilder der Verheißung vor Augen: Festmahl, Wohnung, ewiges Leben.

Im abschließenden Kapitel konturiert und konkretisiert der Autor das Hoffnungsbild des Himmels in seinen vielfältigen Nuancen: Lebensfülle, ungeprüfte Liebe, Licht, Freiheit, Frieden und Freude. Das sind metaphorische Umschreibungen des vollendeten, erfüllten Daseins im Beziehungsraum des Dreieinigen Gottes.

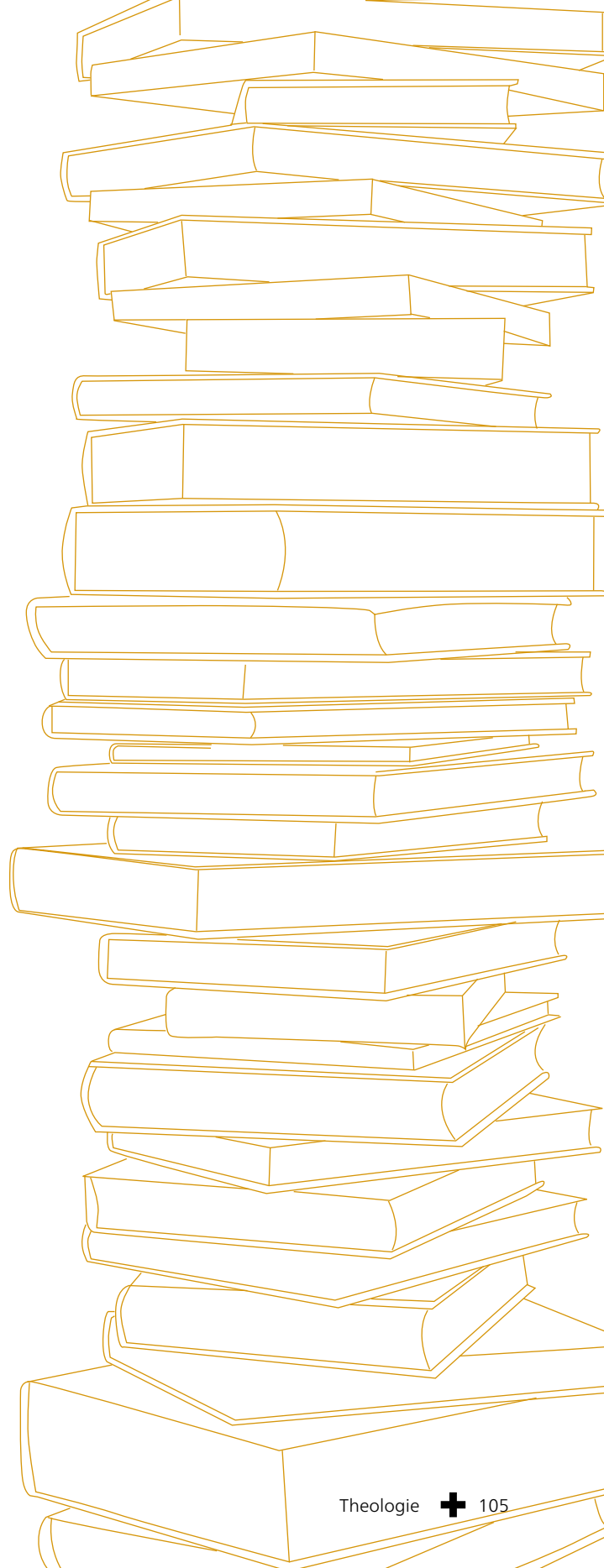


Um tastend die transzendente göttliche Wirklichkeit, ausgedrückt in den Motiven Auferstehung und Himmel, in den Blick zu bekommen, geht Kraus von der Sehnsucht als anthropologischem, existentiellen Wesenszug aus. Das Streben nach Geborgenheit, Glück, Freiheit und Liebe weist über sich hinaus. Es ist gerichtet auf die Vollendung dessen, was man in seiner irdischen Existenz schon ansatzweise, zum Beispiel in der Liebe, erleben kann. Jeder Liebende will den Tod des Geliebten nicht als Grenze akzeptieren, woraus sich die Frage nach einem Leben darüber hinaus ergibt.

Gibt es ein Leben nach dem Tod? Diese existentielle Frage, die der christliche Glaube bejaht, ist der Gegenstand und der rote Faden des Buches. Von Anfang an bringt Georg Kraus seine Überzeugung als Voraussetzung für die folgende Darstellung unmissverständlich zum Ausdruck: Die menschliche Sehnsucht greift nach dem Unendlichen aus, ein existentieller Hinweis auf ein ewiges Leben, das Gott schenkt, womit sich die Hoffnung erfüllt. Grenzenloses Verlangen kennzeichnet den Menschen, das Wesen der Sehnsucht. Diese Einsicht begegnet, von Augustinus inspiriert, in der mittelalterlichen Scholastik ebenso wie in der modernen Literatur, wie der Autor belegt. – Das zweigeteilte ausführliche Literaturverzeichnis zur modernen Eschatologie beziehungsweise zum Phänomen Sehnsucht regt zur vertieften Beschäftigung mit diesem Zusammenhang an.

Georg Kraus trägt mit seinen klaren, engagierten Ausführungen dazu bei, die Sehnsucht wachzuhalten und die Hoffnung zu stärken. Die dezidierten Ausführungen ermöglichen es außerdem, im Gespräch kritische Fragen zu dem Zusammenhang zwischen der Sehnsucht nach Sinn und ihrer transzendenten Erfüllung zu stellen.

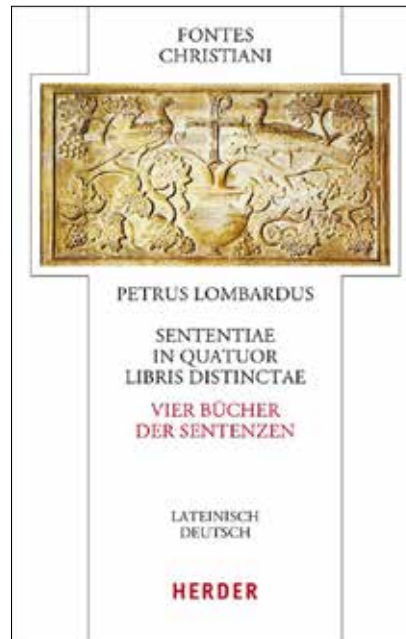
Heribert Körlings



Petrus Lombardus
Sententiae in quatuor libris distinctae /
Vier Bücher der Sentenzen
Einleitung, Übersetzung und Kommentar
von Stephan Ernst
Fontes Christiani Sonderband

Freiburg: Herder Verlag, 2025
Zwei Bände, 1960 Seiten
158,00 €
ISBN 978-3-451-32943-2

„Aus dem Wunsch heraus, etwas von dem Wenigen und Armseligen, über das wir verfügen, gemeinsam mit der armen Witwe in den Opferkasten des Herrn zu werfen, haben wir es unternommen, steile Höhen zu erklimmen und ein über unsere Kräfte gehendes Werk auszuführen.“ (65) So beginnt der Prolog des Petrus, der aufgrund seiner Herkunft aus der Gegend von Novara als der Lombarde erinnert werden sollte. Sein zunächst nur für kurze Zeit geplanter Studienaufenthalt in Frankreich führte ihn zunächst nach Reims, wo er mit Unterstützung des Bernhard von Clairvaux studierte, und dann nach Paris, genauerhin an die Abtei von Sankt Viktor, wo er um 1113-1136 seine Studien fortsetzte. Er sollte nur noch besuchsweise nach Italien zurückkehren. Bald schon wurde er Lehrer an der Kathedralschule von Notre Dame in Paris, wo er schließlich 1159 zum Bischof gewählt wurde, allerdings auch schon im Folgejahr verstarb. Seine Hauptwerke, der Psalmenkommentar, der Kommentar zu den paulinischen Briefen, vor allem aber seine vier Sentenzenbücher entstanden in dieser Zeit. Letztere wohl in zwei Redaktionsstufen 1155-1157 und 1157-1158. Nach „De sacramentis christianae fidei“ des Hugo von Sankt Viktor und der „Summa sententiarum“, die Petrus Lombardus beide kannte und nutzte, war dieses Werk das erste größere Werk, das die Theologie systematisch und umfassend darzustellen versuchte, d.h. nicht entlang der Kommentierung eines biblischen Textes, sondern ausgehend von einem systematischen Grundgerüst der Darstellung des christlichen Glaubens.



Seine enorme Wirkung entfaltete es erst in den kommenden Jahrhunderten, als zuerst Alexander von Hales 1223-1227 dieses Werk als Grundlage seines Unterrichts an der Pariser Fakultät nutzte und kommentierte. Die Kommentierung des Sentenzenwerkes war in den kommenden vier Jahrhunderten die maßgebliche Form des Unterrichts in der Theologie. Erst im sechzehnten Jahrhundert trat dann die „Summa theologiae“ des Thomas von Aquin, der 1252-1256 seinen eigenen Sentenzenkommentar verfasst hatte, an dessen Stelle.

Darauf, dass das Sentenzenwerk in den kommenden Jahrhunderten bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein von Fachleuten systematisch unterschätzt wurde, bis insbesondere Marcia Colish und Philipp Rosemann hier andere Akzente setzten, ist sicher auch der mangelnden Erschließung durch neusprachliche Übersetzungen geschuldet gewesen. Eine englische Übersetzung stammt aus den Jahren 2007-2010 und eine französische, die den Vorzug aufweist, die Parallelen zum Werk Hugos von Sankt Viktor auszuweisen, aus den Jahren 2012-2015. Stephan Ernst kommt das Verdienst zu, Abhilfe geschaffen zu haben und im Verlag Herder in einem Sonderband der *Fontes Christiani* in zwei schön ausgestatteten Bänden nunmehr eine deutsche Übersetzung vorgelegt zu haben, die unter dem Anspruch steht, vorrangig den lateinischen Text, der der kritischen Ausgabe (Grottaferrata 1971-1981) folgt, Geltung zu verschaffen. Auch wenn die Zitation üblicherweise den Distinktionen folgt, wäre die Referenzierung der Seitenzahlen der kritischen Ausgabe eine willkommene Orientierungshilfe für den Nutzer, wie Register zu den Schriftstellen und Zitaten. Dass die Zitate nicht am lateinischen, sondern nur am deutschen Text ausgewiesen werden, ist ebenso hinderlich wie das Seitenlayout, das den in der Regel kompakteren lateinischen Text nicht der jeweiligen deutschen Übertragung direkt gegenüberstellt. Hinderlich für die Benutzung ist, dass die *Capitula*-Liste, die ihrerseits selbst Teil des Werkes ist, zugleich als Inhaltsverzeichnis dient, das sich damit aber recht unpraktikabel auf den Seiten 68-151 des ersten Teilbandes findet und lediglich die Seitenzahlen für die Distinktionen ausweist. Aber dies sind sicher *Desiderate*, die die Leistung dieser Ausgabe insgesamt kaum zu schmälern geeignet sind.

Zu wünschen ist dieser Ausgabe nun eine breite Rezeption, die zum einen natürlich der überragenden theologiegeschichtlichen Bedeutung dieses Textes angemessen ist, zum anderen seinem Gehalt: Diese sei illustriert an den Überlegungen des Lombarden zur methodischen Ausrichtung der theologischen Argumentation an der Vernunft, die zu bedenken hat, dass „durch die von einander abweichenden Willensausrichtungen ... auch die Wahrnehmung der Menschen voneinander ab(weicht)“, mit der Konsequenz, dass „obwohl alles Gesagte hinsichtlich der Wahrheit einwandfrei ist“, der unterschiedliche Wille die einen dazu führt, „die Worte der Weisheit den Dingen anzupassen, die sie erträumt haben“, während die anderen ihren Willen der Vernunft unterwerfen und so zum rechten Verständnis gelangen (65). Die notwendige Orientierung bieten für Lombardus die Kirchenväter, allen voran der Heilige Augustinus, deren Lehrmeinungen er zusammengestellt habe, um dem Leser zu bieten, was er suche.

Dabei hilft der systematische Aufbau des Werkes. Der erste Teil „*De mysterio Trinitatis*“ behandelt die Gotteslehre, im zweiten Teil „*De rerum creatione*“ wird die Schöpfungslehre entfaltet, im dritten Teil „*De incarnatione Verbi*“ die Christologie und die Soteriologie und schließlich im vierten „*De doctrina signorum*“ die Sakramentenlehre einschließlich der Eschatologie. Ein Programm, an dem noch Luther seine theologische Ausbildung vollendete und das in seiner Systematik bis heute die wesentlichen Fragen der Glaubenslehre aufwirft, auch wenn die Antworten sich im Laufe der Zeit weiter entfaltet haben. Mit Augustinus wünscht sich Lombardus „fromme Leser“ und „freimütige Kritiker“ seines Werkes (67). Die wünscht der Rezensent der vorliegenden Edition.

Ralf Stammberger

✕ ANDERE RELIGIONEN / WELTANSCHAUUNGEN



Mouhanad Khorchide
Ohne Judentum kein Islam
Die verleugnete Quelle

Freiburg: Herder Verlag, 2025

221 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-451-03606-2

Seit einigen Jahren ist in Deutschland die Diskussion um den so genannten „importierten Antisemitismus“ entbrannt, der in bestimmten politischen Kreisen auch gerne mit „dem Islam“ ursächlich in Verbindung gebracht wird. In diesem Kontext nimmt Mouhanad Khorchide das schwierige Thema „Judentum und Islam“ in seiner historischen wie aktuellen Spannweite auf. Dabei bemüht sich das Buch durchgängig um eine für Nicht-Fachleute verständliche Sprache, so dass sich sowohl das für die Lektüre notwendige fachliche Vorwissen als auch der kritische Apparat der Anmerkungen in Grenzen halten.

Aus Sicht eines islamischen Theologen beschreibt Khorchide die historischen Beziehungen zum Judentum an Beispielen theologischer Nähe und geübter Toleranz bis hin zu Beispielen religiöser Ablehnung und gesellschaftlicher Diffamierung. Im Anschluss stellt er zwei gegensätzliche Thesen in ihren wichtigsten Vertretern vor. Position 1: „Es gibt keinen genuin muslimischen, sondern nur einen (von den europäischen Kolonialmächten übernommenen und anschließend) islamisierten Antisemitismus“ (48-52); und Position 2: „Es gibt einen spezifischen muslimischen Antisemitismus“ (53-56). Beide Positionen werden in ihren Chancen und Risiken untersucht (56-62), was eine erfreulich unaufgeregte Herangehensweise an dieses schwierige Thema ergibt.



Khorchide gibt an, selber „Position 2“ zu bevorzugen, und zeigt zum Nachweis auf, wie sich in der islamischen Geschichte eine Großezählung (master story) über Jüdinnen und Juden etabliert hat, die bis heute antisemitische Auswirkungen hat. Und er beschreibt einen Mechanismus der Verdrängung, der sich über „Position 1“ dafür entschulden will. Dabei sei vielen Musliminnen und Muslimen die Fülle der positiven wie der negativen Bezüge islamischer Traditionstexte zu Jüdinnen und Juden kaum bekannt. Vielmehr würden aus dem Kontext gerissene Einzelverse zur „Reproduktion einer Großezählung“ (81-82) verwendet, die z.B. Muhammad als einen Verfolger der Juden zeige, sobald er in Medina die politischen Möglichkeiten dazu hatte. Durch dieses in der medialen Öffentlichkeit dankbar aufgegriffene cherry-picking ‚negativer‘ Verse blieben die zahlreichen positiven Bezüge islamischer Traditionstexte zu Jüdinnen und Juden weitgehend unterbewertet.

Khorchide hingegen kontextualisiert die ‚positiven‘ und die ‚negativen‘ Traditionstexte und setzt sie zueinander ins Verhältnis. Ausgehend von dieser Forschungslage, will er das cherry-picking und die Überbewertung der ‚negativen‘ Texttraditionen delegitimieren und somit die Großerzählung „irritieren“. In einem zweiten Schritt entwickelt er ein alternatives master narrative, das die theologische Quelle des Islam im Judentum nicht verleugnet, sondern neu entdeckt: „Ohne Judentum kein Islam“!

Khorchides Gegenerzählung hebt hervor, dass Muhammad bereits in der frühen Phase in Mekka Moses als sein prophetisches role model entdeckte. Obwohl in der frühen und mittleren mekkanischen Zeit keine Auseinandersetzung mit Jüdinnen und Juden im größeren Maßstab erfolgte, sieht Khorchide eine enge theologische Anbindung: „Das Judentum gilt als Grundlage für die Verkündigung Mohammeds im siebten Jahrhundert“ (134). Zudem seien „zentrale Elemente islamischer Praxis – von rituellen Reinheitsgeboten über Fastenvorschriften bis zur Gebetsrichtung – in enger Anlehnung an jüdische Gebräuche entstanden“ (135): „Es waren die jüdischen Traditionsbestände, die es Mohammed ermöglichten, seine Verkündigung nicht als religiöse Innovation, sondern als Erinnerung an bereits Geoffenbartes zu inszenieren.“ (135).

In diesem Punkt sieht Khorchide auch einen Unterschied zum Judentumsbezug des Christentums. Das Christentum hat das Judentum als historische Wurzel (vgl. das Ölbaumgleichnis in Röm 11) betrachtet und entwickelte aus ihm sein eigenes Profil – in einer jahrhundertelangen Ausdifferenzierung parallel zum rabbinischen Judentum. Der Islam hingegen stamme historisch nicht aus dieser Wurzel, aber Khorchide begreift das Judentum „als existenzielle Voraussetzung für den Islam, von zentraler Bedeutung“. Jüdisches Leben wird in diesem Sinne „nicht nur respektiert, sondern als identitätsstiftend für muslimische Existenz anerkannt“ (136).

Zur Kritik: Khorchide liefert einen Gegenentwurf zu Abdel-Hakim Ourghi Buch „Die Juden im Koran. Ein Zerrbild mit fatalen Folgen“ (Claudius-Verlag 2023, 264 S.). Ourghi vertritt folgende These: „Judenhass und Antijudaismus waren in der Geschichte des Islam eine distinkte Macht. Im Laufe der Zeit entwickelten sie sich zu einem jeweils zeitbedingten Antisemitismus, der mechanisch ideologische Hassmuster hervorbrachte“ (2023, 226). Daher fordert er eine schonungslose wissenschaftliche Aufklärung, welche diese ‚geschichtliche Wahrheit‘ ans Licht bringen müsse, um innerhalb der muslimischen Community eine Katharsis herbeizuführen. Auch wenn sich Khorchides direkte Auseinandersetzung mit Abdel-Hakim Ourghi im besprochenen Buch auf die Seiten 81 bis 96 beschränkt, so ist die gegenseitige Kritik fundamental. Khorchide wirft Ourghi vor, die zahlreichen positiven Bezüge islamischer Traditionstexte zu Jüdinnen und Juden unterzubewerten und damit bewusst die Reproduktion der oben genannten Großerzählung in Kauf zu nehmen. Ourghi hingegen wirft Khorchide eine „kosmetische Beschönigung der muslimischen Geschichte“ (2023, 52-53) vor.

Diese Kritik trifft das neue Buch von Khorchide m.E. nicht, dessen Stärke auch in einer Reihe von kurzen und verständlichen Kapiteln zu fünf konfrontativen „Erzählungen“ im Rahmen der o.g. master story liegt, die der Autor kritisch dekonstruiert und delegitimiert. Hier bezieht er klare Stellung zum tahrif-Vorwurf einer angeblichen „Verfälschung der Tora“ im Judentum („Erzählung 3“, 97-107). Lobenswert ist, dass er den Peinlichkeitsmomenten nicht ausweicht und in „Erzählung 4“ den koranischen Vergleich von Juden mit „Affen und Schweinen“ aufnimmt (108-121). Sehr klar verurteilt er die diffamierende Verallgemeinerung dieser Verse im Rahmen der o.g. Großerzählung. Die Aussage sei im Koran keine Aussage über „die Juden“ im Allgemeinen, sondern über eine definierte jüdische Gegnergruppe und in einem spezifischen Konflikt getroffen worden, bleibt dabei aber natürlich trotzdem problematisch. Hermeneutisch ist es hilfreich, dass Khorchide den Kontext solcher Tiervergleiche in der spätantiken (auch jüdischen) Literatur aufzeigt.

An die Grenzen stößt Khorchides Methode dort, wo er auf den Konflikt Muhammads mit jüdischen Stämmen in Medina und ihre anschließende Vertreibung eingeht. Hier steht besonders infrage, ob dabei mit Wissen oder gar auf Befehl von Muhammad systematisch jüdische Zivilisten exekutiert worden seien („Erzählung 5“, 121-131). Dieses Detail ist aus dem Koran nicht ablesbar, findet sich aber ab dem 8./9. Jh. in islamischen Auslegungen und in den frühen Lebensbeschreibungen des Propheten (Sīra). Mit einem großen Teil der (westlichen) Fachwissenschaft stellt Khorchide die Sīra als geschichtliche Quelle in Frage. Damit ist aber weder ein Gegenbeweis erbracht noch das Problem vom Tisch, wieso schon in der frühen Abassidenzeit solches vom Propheten erzählt wurde. Ein weiteres Problem: Die Sīra führt als Beleg etliche Hadithe (Aussprüche Muhammads) an. Für einen sunnitischen Theologen ist es schon bemerkenswert, wie offen Khorchide die maßgeblichen Hadith-Sammlungen von Ahmad ibn Hanbal und al-Bukhari (beide 9. Jh.) – und hier vor allem die über den frühen Gewährsmann Abu Huraira geführte Überlieferungskette (131) – als geschichtliche Quelle in Frage stellt. Dem werden nicht alle muslimischen Forscherinnen und Forscher folgen wollen.

Und Abraham?! Er tritt bei Khorchide gegenüber Moses, der als zentrale Figur die Prophetologie und die Theologie Muhammads theologisch indossiert, erst einmal zurück. Für Khorchide spielt Abraham erst in den medinensischen Suren eine größere Rolle, als der Bezug zum Judentum um die Suche nach einem gemeinsamen role model für Juden, Christen und Muslime erweitert wird. In diesem Kontext wird Abraham „zur überkonfessionellen Identifikationsfigur des wahren Monotheismus erhoben“ (163).

Wie üblich wirken Khorchides Methodik und Vorgehensweise für christliche Lesende sehr eingängig. Haben nicht auch die christlichen Theologien ihre eigene Wurzel des Judentums über sehr lange Zeit verleugnet? Versuchen sie heute nicht ebenfalls, die problematischen Formulierungen des Neuen Testaments zu Jüdinnen und Juden – etwa in der Johannes-Passion oder im Hebräerbrief – zu kontextualisieren und ins richtige Verhältnis zum Jude-Sein Jesu, seiner Apostel (und des Paulus) zu setzen? Delegitimieren sie dabei nicht ebenfalls den Missbrauch dieser Textstellen für eine systematische antijüdische Polemik in der christlichen Patristik ab dem 3. Jh.? Bezweifeln sie dabei nicht ebenfalls weite Teile ihrer Überlieferung als historische Quellen? Und sind sie heute nicht auch um eine Gegenerzählung bemüht, die den „nie gekündigten Bund“ Gottes mit dem Judentum als bleibende Wurzel des christlichen Glaubens versteht? Für christliche Lesende des Buches schwimmen solche Fragen im Sublayer immer mit, und daran schließt sich die unbeantwortete Frage an, ob das Eingängige auch wirklich Vergleichbares ist. Vielleicht wäre dies eine Anregung für eine weitere Kooperation von Khorchide mit Klaus von Stosch in Ergänzung zu ihrem gemeinsamen Buch „Der andere Prophet: Jesus im Koran“ (Herder-Verlag 2018).

Fazit: Khorchides Buch ist eine angenehm unaufgeregte, aber sehr kenntnisreiche und engagierte Darstellung der äußerst komplexen interreligiösen Situation zwischen Judentum und Islam, die in einem berührenden persönlichen Statement zu Ende des Buches auf die Entwicklungen in Israel und Palästina seit dem 7.10.23 eingeht. Meine Empfehlung: Nicht nur kaufen, sondern auch lesen!

Frank van der Velden

Nina Kölsch-Bunzen / Ariane Dihle /
Katharina von Kellenbach

Gute Nachricht

Geschichten von Jesus für Kinder fair erzählt

Illustriert von Marion Goedelt

Berlin: Ariella Verlag, 2025

88 Seiten m. farb. Abb.

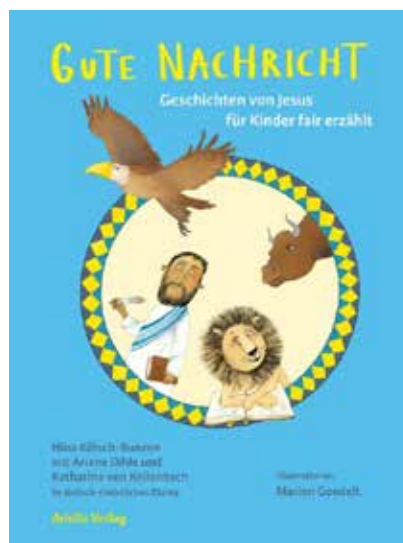
22,00 €

ISBN 978-3-945530-51-1

Jesus war Jude. Darüber besteht Einigkeit. Doch was bedeutet das für Christinnen und Christen? Für das christliche Selbstverständnis – und vor allem für das Verständnis der Geschichten, die über Jesus erzählt werden?

Wer in Schule und Gemeinde mit Kindern und Jugendlichen neutestamentliche Texte liest und bespricht, steht rasch vor der Herausforderung, diese angemessen zu kontextualisieren. Das gilt insbesondere deshalb, weil sich – bis in die jüngste Vergangenheit – in Büchern und Predigten hartnäckig bestimmte Dichotomien halten: Dem vermeintlich zornigen Gott des sogenannten Alten Testaments wird der liebende Gott des Neuen Testaments gegenübergestellt. „Alt“ und „Neu“ fungieren dabei als Kategorien, die eine Ablösung suggerieren. Hinzu kommen Darstellungen des Judentums, die häufig mit der Shoa enden, und vieles mehr. All dies reproduziert immer wieder Bilder, die weder dem Juden Jesus noch dem heutigen Judentum gerecht werden.

Das vorliegende Buch – für Kinder ab sechs Jahren geschrieben, aber ebenso ein Gewinn für Erwachsene – möchte hier bewusst gegensteuern. Es erzählt die Geschichten über Jesus so neu, dass sie keine Anknüpfungspunkte für antisemitische Weltbilder bieten. Darauf weist auch das Vorwort von Christian Staffa, dem EKD-Beauftragten für den Kampf gegen Antisemitismus, hin. Er betont, das Buch übernehme ausdrücklich Verantwortung dafür, „die christliche Botschaft nicht mit antijüdischen Anklängen und anderen Formen der Diskriminierung zu verbinden“.



Entstanden ist das Buch im jüdisch-christlichen Dialog, in einem – wie es im Nachwort heißt – „offenen, uns Freiheit lassenden Beratungsangebot“. Das Ergebnis sind gut lesbare Jesusgeschichten, die konsequent die Vielstimmigkeit betonen und immer wieder Rückbezüge zum jüdischen Glaubensleben, zur mosaischen Tradition sowie zum Alten Testament herstellen. Dies zeigt sich etwa in Formulierungen wie: „Wie stets an jüdischen Festtagen spricht Jesus den Segen über den Wein und das Brot.“ (58)

Jesus wird dabei sehr menschlich dargestellt: als anstrengender Zeitgenosse und als junger Mann, den tiefgründige Fragen umtreiben. Diese Darstellung macht ihn nahbar und schafft Identifikationsmöglichkeiten, insbesondere für Kinder und Jugendliche. So wird die Erzählung von der Heilung eines Gelähmten als eine Art psychotherapeutischer Prozess verstanden, in dem die Begegnung mit Jesus dazu anstößt, einen neuen Umgang mit der eigenen Schuld zu finden. Das macht die Heilungsgeschichte „verdaulicher“, ohne dabei die Frage der Vergebungsvollmacht Jesu wegzulassen. Denn die Geschichte endet mit der offenen Frage: „Wer ist Jesus denn?“

Was aber macht die in diesem Buch erzählten Geschichten „fair“? Ein besonderes Beispiel ist die Nacherzählung der Geschichte vom barmherzigen Samariter. Hier wird bewusst auf die Nennung von Volkszugehörigkeiten verzichtet. Dadurch wird die Geschichte für Kinder leichter verständlich und vermeidet zugleich unbeabsichtigte antisemitische Zuschreibungen. Die Pharisäer werden nicht als Gegenspieler Jesu dargestellt, sondern als Gesprächspartner in einem kritischen Diskurs. Wie an anderer Stelle betont wird, war dies im vielstimmigen Judentum damals wie heute ein ganz normaler Zustand: „Jesus und die Pharisäer setzen sich für das Gute in Israel ein. Sie sind sich oft einig, aber eben nicht immer.“ (45)

Die Autorinnen verstehen „fair“ im Sinne des hebräischen Begriffs *Zedaka* universal und damit auch intersektional, wie im Nachwort ausgeführt wird. So ist es selbstverständlich, dass ausdrücklich Frauen als Wegegefährterinnen und Mitstreiterinnen Jesu genannt werden (23).

Da das Buch für Kinder geschrieben ist, verfügt es über eine umfangreiche und ansprechende Illustration. Deren symbolische Bedeutung wird im Anhang erläutert, was insbesondere für den Einsatz in Schule und Gemeindearbeit sehr hilfreich ist.

Ein wenig irritierend wirkt jedoch die konsequente Schreibweise „G*tt“, die der jüdischen Tradition entstammt, den Gottesnamen nicht auszusprechen oder auszusprechen, und die, wie im Nachwort zu lesen ist, aus Respekt verwendet wird. Da sich das Buch jedoch an ein christliches Publikum richtet, erscheint die Übernahme dieser Praxis etwas holprig, auch wenn die dahinterstehende Intention nachvollziehbar ist.

Insgesamt haben die Autorinnen ein Buch geschaffen, das meiner Meinung nach in keinem Bücherregal von Lehrkräften oder pastoralen Mitarbeitenden fehlen sollte, die mit Kindern biblische Texte erschließen. Es eröffnet erhellende Gedanken und neue Perspektiven, die bei der herkömmlichen Bibellektüre häufig unreflektiert bleiben. Gerade vor dem Hintergrund eines zunehmenden Antisemitismus appelliert das Buch an die Verantwortung all jener, die den Juden Jesus als Sohn Gottes bekennen: dem Judentum nicht die Rolle eines Gegenspielers zuzuschreiben, sondern die geschwisterliche Verbundenheit beider Religionen sichtbar zu machen. Dies gelingt den Autorinnen auf überzeugende und zugleich einfühlsame Weise. Im Nachwort für die Kinder wird es pointiert ausgedrückt: „Jüdinnen und Juden, Christinnen und Christen sollen wie Geschwister füreinander da sein. Sie sind von G*tt geliebt, unterschiedliche Geschwister.“ (68)

Judith Noa

Christian M. Rutishauser / Barbara Schmitz /
Jan Woppowa (Hg.)

Jüdisch-christlicher Dialog
Ein Studienhandbuch für Lehre und Praxis
utb

Tübingen: Mohr Siebeck Verlag, 2024

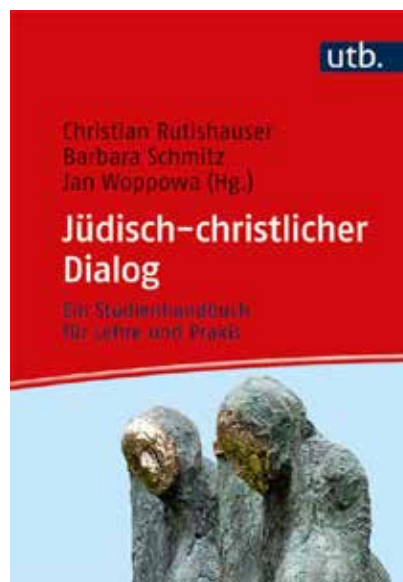
247 Seiten

39,00 €

ISBN 978-3-8252-6259-4

Publikationen zum christlich-jüdischen Dialog sind in den vergangenen Jahren zahlreich erschienen; einige wurden auch im Eulenschnabel besprochen. Das von Christian M. Rutishauser, Barbara Schmitz und Jan Woppowa herausgegebene Studienhandbuch „Jüdisch-christlicher Dialog. Ein Studienhandbuch für Lehre und Praxis“ reiht sich in dieses Genre ein. Es will den gegenwärtigen Stand des Gesprächs zwischen Judentum und Christentum systematisch darstellen und Impulse für Lehre und Praxis geben. Die Vielzahl profilierter Autorinnen und Autoren zeigt den wissenschaftlichen Anspruch des Bandes und ermöglicht fachkundige Orientierung. Dem Charakter eines Studienhandbuchs entsprechend erfolgt diese Rezension aus zwei Perspektiven: aus der eines lehrenden Theologen mit pastoraler Erfahrung im christlich-jüdischen Dialog (Martin Nitsche) und aus studentischer Sicht (Clara Berndt).

Der Band gliedert sich in zwei Teile. Zunächst werden grundlegende Perspektiven aus katholischer, evangelischer und jüdischer Sicht entfaltet sowie historische und politische Kontexte – etwa Antijudaismus, Antisemitismus oder die Israelthematik – aufgearbeitet. Der zweite Teil untersucht, wie sich der jüdisch-christliche Dialog auf einzelne Disziplinen der Theologie auswirkt, von der Exegese bis zur Religionspädagogik. Damit versteht das Handbuch den Dialog nicht als Spezialthema, sondern als theologische Querschnittsaufgabe. Dieser am Fächerkanon des Theologiestudiums orientierte Zugriff darf als besonderes Profilvermerkmal gelten.



Exemplarisch seien einige Beiträge genannt. Susanne Talabardon entfaltet den jüdisch-christlichen Dialog aus jüdischer Perspektive. Ihr historischer Zugang zeichnet zentrale Etappen und Positionsbestimmungen nach und verdeutlicht Reichweite wie Grenzen des Dialogs. Bemerkenswert ist, dass frühe Auseinandersetzungen weniger christologisch als vielmehr im Umgang mit der Hebräischen Bibel verortet werden.

Tamar A. Avraham behandelt „Zionismus und Staat Israel“ – ein politisch wie theologisch sensibles Feld, das seit dem 7. Oktober 2023 auch den interreligiösen Dialog stärker prägt. Differenziert arbeitet sie verschiedene Konzepte des Zionismus heraus, beleuchtet die identitätsstiftende Bedeutung des Staates Israel für Jüdinnen und Juden und reflektiert problematische Muster christlicher Israelkritik.

Barbara Schmitz thematisiert die alttestamentliche Exegese als neuralgischen Ort des Dialogs. Sie zeigt, dass dieser nicht nur ethische oder historische Fragen betrifft, sondern die hermeneutischen Grundlagen christlicher Theologie berührt. Neben Fragen der Kanonbildung diskutiert sie die wechselseitige Rezeption jüdischer und christlicher Auslegungstraditionen. Der Beitrag ist anspruchsvoll, schärft jedoch das Bewusstsein für exegetische Verantwortung.

Christina Späti bietet mit „Antijudaismus und Antisemitismus“ eine klar strukturierte Einführung in die komplexe Begriffsgeschichte. Die differenzierte Darstellung historischer Ausprägungen und konkurrierender Definitionsansätze vermeidet Vereinfachungen und macht die Vielschichtigkeit der Phänomene sichtbar. So eignet sich der Beitrag sehr gut im Einsatz für Studium und Lehre.

Der Beitrag von Jan Woppowa zur Religionspädagogik analysiert antisemitische Stereotype und Othering-Mechanismen im Unterricht, auch anhand konkreter Schulbuchbeispiele. Zugleich benennt er Materialien und Institutionen zur Weiterarbeit. Theorie und Praxis werden hier überzeugend verbunden.

Unser Fazit: Aus studentischer Perspektive bietet das Handbuch erhebliches Lernpotenzial. Es eröffnet multiperspektivische Zugänge und legt eine tragfähige Grundlage für einen reflektierten Religionsunterricht. Einzelne Beiträge setzen jedoch eine solide theologische Vorbildung voraus, weshalb eine begleitete Lektüre sinnvoll erscheint. Gerade angesichts des 7. Oktober 2023 und der seither deutlich sichtbaren Zunahme antisemitischer Tendenzen unterstreicht das Studienhandbuch die Notwendigkeit fundierter Ausbildung im christlich-jüdischen Dialog. Eine explizite Kontextualisierung dieser aktuellen Entwicklungen leistet der Band nicht. Diese bleibt Aufgabe seiner Leserinnen und Leser – mögen sie zahlreich sein.

Clara Berndt und Martin Nitsche

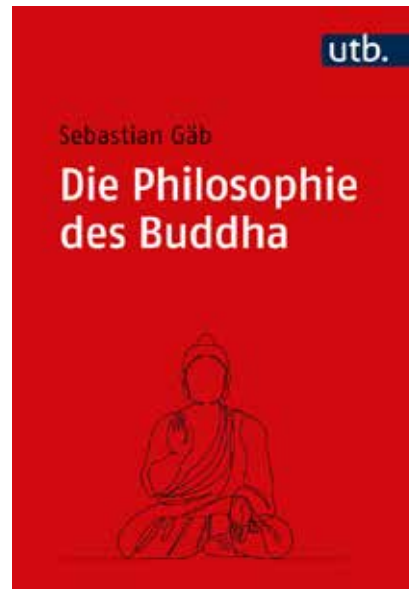
Sebastian Gäb
Die Philosophie des Buddha
Eine Einführung
utb 6201

Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2025
169 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-8252-6201-3

Mit „Die Philosophie des Buddha. Eine Einführung“ legt Religionsphilosoph Sebastian Gäb eine kompakte, systematisch angelegte Einführung in zentrale Lehrgehalte des frühen Buddhismus vor. Als utb-Studienbuch konzipiert, richtet sich das Werk primär an Studierende im Grundstudium der Philosophie und Religionswissenschaft. Der Fokus liegt, dem Titel entsprechend, auf der philosophischen Rekonstruktion der Lehre des Buddha und nicht auf religionsgeschichtlicher oder sozialhistorischer Kontextualisierung.

Der Aufbau ist klar strukturiert. Nach einer knappen historischen Einordnung folgen Kapitel zu den Vier Edlen Wahrheiten, zu dukkha, anatta, Karma, Meditation sowie zu späteren Traditionsbildungen und zur Rezeption im Westen. Didaktisch überzeugt der Band durch sprachliche Präzision und argumentative Transparenz. Besonders gelungen ist die Darstellung der Vier Wahrheiten als therapeutisches Modell (Diagnose, Ursache, Aufhebung, Weg), wodurch der systematische Charakter der Lehre deutlich wird.

Die historische Kontextualisierung bleibt bewusst knapp. Textkritische Fragen zur Schichtung der Nikayas oder zur frühen Kanonbildung werden kaum vertieft. Der Buddhismus erscheint primär als kohärentes Argumentationsgefüge, weniger als historisch gewachsene, diskursiv geprägte Tradition.



Ein zentraler Prüfstein jeder philosophischen Einführung ist die Behandlung der fünf Khandhas (Skandhas). Gäb referiert die klassische Auflistung – Körperlichkeit, Gefühl, Wahrnehmung, Gestaltungen, Bewusstsein – korrekt, doch bleibt ihre systematische Tragweite unterbelichtet. Die neuere Forschung (u. a. Gethin, Bronkhorst, Wynne) betont, dass es sich nicht um „Teile“ einer Person im substanzontologischen Sinn handelt, sondern um fünf Aggregatgruppen einzelner Dharmas, also momenthafter phänomenaler Einheiten. Die Person erscheint als dynamische Vielheit von prozesshaften Einheiten, d.h. von Dharmas.

Hier stellt sich die entscheidende Debatte nach dem Status dieser Dharmas: Sind sie ontologisch reale Letztelemente einer Ereigniswelt oder handelt es sich um epistemische Analysebegriffe zur Dekonstruktion der Selbstillusion? Diese Unterscheidung ist für das Verständnis von anatta zentral. Ontologisch gelesen ersetzt die Lehre ein substantiales Selbst durch eine Prozessontologie; epistemisch gelesen fungiert sie als therapeutische Strategie. In Gäbs Darstellung bleibt diese Kontroverse implizit, wodurch die philosophische Radikalität der Nicht-Selbst-Lehre abgeschwächt wird.

Gerade im Blick auf moderne Debatten zur Personalität – etwa Parfits Reduktionismus oder Metzingers Selbstmodell-Theorie – hätte sich hier eine fruchtbare Anschlussmöglichkeit geboten. Dass diese Perspektive nicht systematisch genutzt wird, stellt eine verpasste Chance dar.

Die Darstellung der Meditation ist sachlich und nüchtern; die Verbindung zur modernen Achtsamkeitspraxis bleibt jedoch analytisch unterbelichtet. Die Abschnitte zu Theravada, Mahayana und Vajrayana bieten einen informativen, aber stark komprimierten Überblick.

Insgesamt ist Gäbs Einführung didaktisch überzeugend und als Einstieg gut geeignet. Ihre Grenze liegt in der starken Systematisierung und der Zurückhaltung gegenüber forschungsbezogenen Kontroversen. Wer eine problemorientierte, methodisch reflektierte Analyse sucht, wird ergänzende Literatur heranziehen müssen. Diskussionsfragen und Literaturhinweise am Ende jedes Abschnitts sind dafür hilfreich.

Vladislav Serikov

Hans-Ulrich Probst / Dominik Gautier / Karoline Ritter /
Charlotte Jacobs (Hg.)

**Topoi und Netzwerke der religiösen Rechten
Verbindende Feindbilder zwischen extremer Rechter
und Christentum**

Bielefeld: transcript Verlag, 2024

398 Seiten

39,00 €

ISBN 978-3-8376-7530-6

Der vorliegende Sammelband stellt sich der Frage, inwieweit religiös konnotierte Feindbilder als Kitt internationaler Netzwerke dienen, indem sie die Kohäsionskräfte zwischen den unterschiedlichen extrem rechten Bewegungen in Russland, den USA und in Deutschland verstärken.

Blickpunkt Russland: Regina Elsner analysiert in ihrem lesenswerten Beitrag zur „Russisch-Orthodoxen Kirche im Netzwerk globaler rechts-konservativer Kräfte“ (27-44), wie die Russisch-Orthodoxe Kirche (ROK) den Angriffskrieg gegen die Ukraine zum ‚cultural war‘ erklärt. Sie zitiert dazu den Moskauer Patriarchen Kyrill in einem 2024 publizierten Nakaz (Instruktion): „Aus spiritueller und moralischer Sicht ist die spezielle Militäroperation ein heiliger Krieg, in dem Rußland und sein Volk den einheitlichen spirituellen Raum der Heiligen Rus‘ verteidigen und die Mission des „Aufhalters“ [kathekhon] erfüllen, um die Welt vor dem Ansturm des Globalismus und dem Sieg des Westens, der dem Satanismus verfallen ist, zu schützen“ (38f). Dies setzt sich in einer Netzwerkarbeit der ROK fort, „die seit vielen Jahrzehnten die Entpolitisierung des internationalen kirchlichen Diskurses vorantreibt und gleichzeitig offensive Werte- und Identitätspolitik unterfüttert.“ (40) Hier stellt Elsner sowohl Bezüge zu internationalen evangelikalen christlichen Gruppen heraus, geht aber ebenso auf beabsichtigte strategische Partnerschaften zur römisch-katholischen Kirche und zu konservativen Kirchen der Reformation im ÖRK – häufig aus dem globalen Süden – ein. Eine zentrale Rolle in diesem Kulturkampf spielt der Schutz traditioneller Werte von ‚Familie und Mutterschaft‘. Die damit einhergehende Dämonisierung homosexueller Menschen analysiert Oleg



Morozov in seinem Beitrag zur „Institutionalisierung der politischen Homophobie“ (45-76). Er schildert die „moderne Kriegstheologie“ der ROK, „in der sich langatmige Sündendiskurse mit Geopolitik und Verschwörungspropaganda vermischen“ (62). Diese aggressive Rhetorik findet ihr resonantes Netzwerk vor allem bei rechten christlichen Bewegungen in den USA.

Blickpunkt USA: Während in Russland die ROK als christlicher Monopolist auftreten will, bilden die religiösen Rechten in den USA eine sehr diverse Szene, die von pfingstlerisch-charismatischen Netzwerken über religiöse Influencer in den Sozialen Medien bis hin zu ultrakonservativen Kreisen in den verschiedenen christlichen Großkirchen reicht. Maria Hinsenkamp schlägt in ihrem inspirierenden Beitrag (125-144) für die Vernetzungen dieses ‚fluiden Feldes‘ den Begriff der „Kingdom-minded Network Christianity“ (KiNC) vor, deren gemeinsame Vision sich als „Herrschaftstheologie‘ (Dominion Theology) mit der Ausrichtung auf eine umfassende Gesellschaftsreformation“ (129) beschreiben lässt. Damit

verbunden ist die Idee einer schrittweisen Herbeiführung der messianischen Zeit und letztlich der Wiederkunft Christi. Die anschlussfähigen Narrative dieses fluiden Feldes beschreiben die ‚Reinheit‘ der eigenen Gruppe über traditionelle Geschlechter- und Familienbilder und dämonisieren abweichende Identitäten, speziell solche der LGBTQI+-Community. International vernetzt sich das KiNC einerseits über die wachsende Szene der Christfluencer – auch in Deutschland. Andererseits ist eine Kompatibilität mit den Narrativen extrem rechter politischer Bewegungen sichtbar. In den USA sind Teile der Trump-Administration davon betroffen. Darüber hinaus reicht das Netzwerk in die suprematistische Alt-Right und in die Verschwörungserzählung der Q-Anon hinein. Versatzstücke dieses Weltbildes finden sich bis ins Bekennerschreiben des Hanau-Attentäters Tobias Rathjen – hierzu der Beitrag von Fatih Bahadır Kaya (145-164).

Blickpunkt Deutschland: Der Beitrag von Dominik Gautier greift die anti-ökologische Position der religiösen Rechten in den USA auf (77-96), die auch in Deutschland politische Parteien wie die AfD mit rechten christlichen Gruppen vernetzt. Dahinter steht u.a. die gemeinsame Idee einer Relativierung des menschengemachten Klimawandels, wenn dieser nicht sogar als ‚Klima-Religion‘ diffamiert und mit ‚Götzendienst‘ gleichgesetzt wird.

Vier Artikel des Bandes analysieren evangelikale und charismatische Bewegungen (Christliche Mitte, Evangelische Allianz, evangelikalen Pietismus) in ihren Bezügen zur politischen extremen Rechten. Der Beitrag „Verschwörungsglaube im evangelikal-pietistischen Milieu“ von Samuel Epp zeigt das Graufeld dieser Bewegung an der Grenze zur Beobachtung durch den Verfassungsschutz auf; u.a. am Beispiel des „Netzwerkes bibeltreuer Christen“, aber leider ohne zu erwähnen, dass die Leitfigur des Netzwerks, Pastor Jakob Tscharnke, im Jahr 2019 von einer AfD-Kampfschrift gegen die EKD als theologischer Gewährsmann benannt wurde (vgl. „Unheilige Allianz. Der Pakt der evangelischen Kirche mit dem Zeitgeist und den Mächtigen“, 22-24).

Zwei weitere Beiträge thematisieren die Bezüge zum konservativen Protestantismus innerhalb der Landeskirchen. Theologisch wird dabei gerne mit ‚naturrechtlichen‘ Kategorien argumentiert: Wenn Gott die Menschen ‚als Mann und Frau‘ (Gen 1,27) schuf, dann trete die angeblich menschengemachte ‚Konstruktion‘ weiterer gender/sexes in direkte Konkurrenz zum Schöpfer; diese Selbstüberhöhung des Menschen sei ebenfalls ‚Götzendienst‘. Karoline Ritter und Charlotte Jacobs untersuchen in ihrem Beitrag „Evangelischer Anti-Genderismus“ (315-342) die teils wütenden Reaktionen dieses christlichen Spektrums auf die „Bibel in gerechter Sprache“. Dass diese Kritik ebenfalls in die bereits zitierte Kampfschrift der AfD von 2019 übernommen wurde (s. dort Seite 19!), erwähnen sie leider nicht. Beide Beispiele weisen darauf hin, dass es hier nicht nur um ein ‚Netzwerk‘, sondern um eine direkte theologische Munitionierung von AfD-Strategiepapieren gehen könnte.

Zur Kritik: Die durchgängig lesenswerten Artikel des besprochenen Bandes stellen sehr überzeugend die vergleichbare Weltansicht russischer, US-amerikanischer und deutscher „Kulturkrieger“ heraus. Dies gilt auch für die christlich-religiösen Begründungsversuche ihrer Feindbild-Narrative. Etwas zu kurz kommen neben dieser Analyse die Beispiele für eine theologisch begründete Gegenrede. Ein sehr instruktiver Beitrag von Jan-Hendrik Herbst dekonstruiert am Beispiel des lukanischen Samariter-Gleichnisses die Bibelrezeption der christlichen Rechten (369-394), aber man hätte gerne noch mehrere Beiträge dieser Art gelesen.

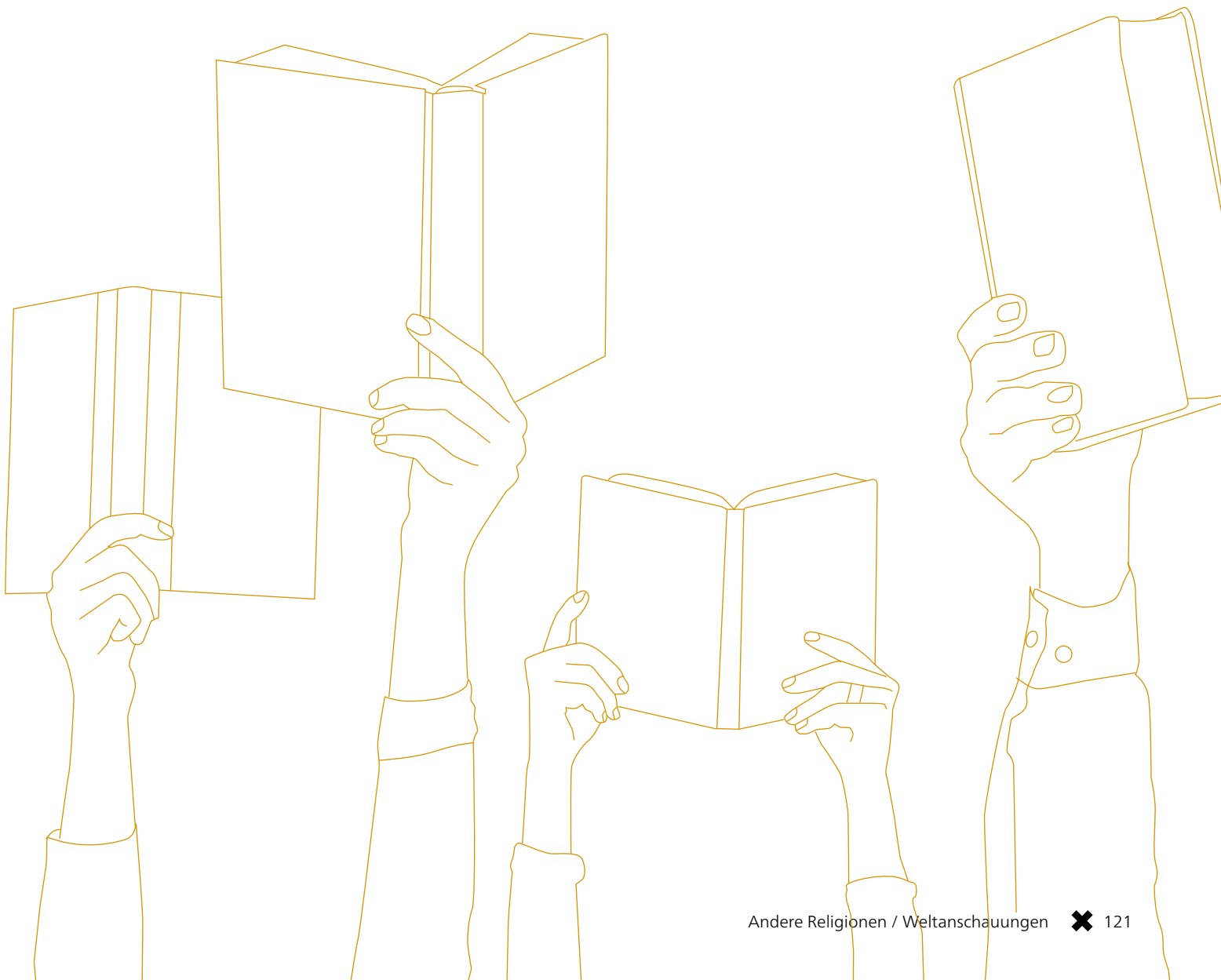
Weiterhin fehlt im Buch ein Kapitel, das die unterschiedlichen identitätsstiftenden Wirkungen der einzelnen Narrative in den drei analysierten Hemisphären beschreibt. Als zentrales gemeinsames Narrativ aller drei rechten Hemisphären zeigt sich vor allem die Verteidigung traditioneller Geschlechter- und Familienrollen, deren säkulare Auflösung speziell am Beispiel der LGBTQI+-Community dämonisiert wird. Die anderen genannten Narrative werden zwar gemeinsam bedient, wirken aber unterschiedlich konstitutiv.

In Russland stilisiert die nach der Sowjet-Zeit hastig wieder restituierte ROK den Krieg der „Heiligen Rus“ als Überlebenskampf der ganzen christlichen Zivilisation gegen die dekadente westliche, säkulare Kultur. Die ROK kann dabei anti-islamische Narrative bedienen, z.B. wo sie für den Schutz christlicher Minderheiten in islamisch bestimmten Gesellschaften eintritt, aber sie kann auch ohne – denn viele Muslime dienen in Putins Armee. Anders als die rechte Szene in den USA hat die ROK auch in der Frage nach dem menschengemachten Klimawandel keine notwendige Position. Die Enzyklika *Laudato si* von Papst Franziskus, der sich dabei auf den ökumenischen Patriarchen Bartholomäus bezog, wurde jedenfalls in Moskau nicht kritisiert. Zudem verbietet ihre welt-skeptische Neo-Patristik eine ‚prozes-soral-millennialistische Weltsicht‘ (Maria Hinsen-kamp). Mit Blick auf Deutschland müsste die ROK viele säkulare AfDler – Alice Weidel lebt in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft – eigentlich als ihre Feinde begreifen.

In den USA wiederum ist die extreme Rechte vor allem in suprematistische Gruppendiskurse eingebunden (z.B. Alt-right). Das wichtige Kampfthema Migration führt hier zu einer Dämonisierung illegaler Einwanderer als Krimineller („drug-dealer“), welche angeblich die Gesundheit und ‚Reinheit‘ der eigenen Bevölkerung gefährden. Anders als in der rechten Szene in Deutschland wird damit aber nicht „der Islam“, sondern der „narcotráfico“ als weltzer-störender Dämon vorgestellt. In dieser Logik stehen vor allem Latinos – und dann erst Afghanen oder Menschen aus anderen islamisch bestimmten Staaten – am Pranger. Gegenüber der ROK wiederum hat in den USA die Leugnung des menschengemachten Klimawandels größeres Gewicht, weil hiermit die angebliche ‚Selbsterlösungs doktrin‘ als Ursünde des säkularen Menschen dargestellt werden kann.

Vom rechten Verleger Götz Kubitschek stammt der Satz, dass die identitäre europäische ‚Existierkunst‘ zwar nicht aus dem Glauben begründet sei, aber eine Form der ‚Ergriffenheit‘ voraussetze, die dem ‚christlichen Formenvorrat‘ entstamme. Natürlich gibt es auch fromme Eiferer, aber der überwiegende Teil der extremen Rechten in Deutschland versteht sich als säkular. Gemeinsam aber dämonisieren sie den gleichen kulturellen Antagonisten und fassen ihn explizit religiös: Der Islam. Konstitutiv ist die Angst vor der „Islamisierung des Abendlands“ als einer endzeitlichen Katastrophe. Eine so verstandene ‚christliche‘ Identität ist im Wesentlichen aber keine Glaubens-, sondern eine Herkunftsidentität. Kreuzsymbolik, Abendlandbegriff und die nur gegenüber den sog. „Volksgeschwistern“ geübte ‚christliche‘ Nächstenliebe werden vor allem als Spaltpilze gegen die Diversität pluraler Gesellschaften einsetzt. Diese Motive werden im besprochenen Band zwar am Beispiel der ‚Islamfeindschaft‘ (vgl. den Beitrag von Anna-Maria Meuth, 211-242) und der umstrittenen Rede vom „christlich-jüdischen Abendland“ (vgl. hierzu den Artikel von Jessica Hösel, 271-294) thematisiert, aber es fehlt ihre Zuordnung und Analyse als unterschiedlich konstitutive Parameter der drei extrem rechten Bewegungen in Russland, den USA und in Deutschland.

Frank van der Velden



Impressum

Autorinnen und Autoren

Berndt, Clara / Frankfurt

Bonimeier, Dr. Manuel / Traunstein

Boomgaarden, Prof. Dr. Jürgen / Koblenz

Drescher, Dr. Johannes / Offenbach

Ettlinger, Gérard / Tours

Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden

Gerwing, Prof. Dr. Manfred / Monheim (Bayern)

Heidrich, Dr. Christian / Nußloch

Holzbeck, Dr. Thomas / Wiesbaden

Hoppermann, Norbert / Frankfurt

Huebenthal, Prof. Dr. Sandra / Passau / Frankfurt

Kähler, Jutta / Lübeck

Körlings, Heribert / Herzogenrath

Kowalski, Prof. Dr. Beate / Dortmund

Lorenz, Dr. Johannes / Bensheim

Menges, Thomas / Limburg

Müller, Dominik / Limburg

Müller-Fieberg, Dr. Rita / Bergisch Gladbach

Nagel, Günter / Giesen

Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen

Nissen, Dr. Wiebke / Lohe-Rickelshof

Nitsche, Dr. Martin / Frankfurt

Noa, Judith / Wiesbaden

Nordhofen, Dr. Susanne / Heldenbergen

Pantenburg, Sandra / Limburg

Pappert, Claudia / Idstein

Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover

Reis, Dr. Marie-Luise / Lahnstein

Ring, Jochen / Bad Honnef

Schaub, Jean-Marie / Strasbourg

Schmidt, Prof. Dr. Bernward / Eichstätt

Scholz, Dr. Stefan / Frankfurt

Schüller, Dr. Alexander / Aachen

Schweitzer, Ivonne / Greifenstein

Serikov, Dr. Vladislav / Bad Homburg

Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef

Stammberger, Dr. Ralf / Limburg

Teschner, Karolin / Lohne

Tüpper, Rita Anna / Bonn

Van der Velden, Dr. Frank / Frankfurt

Vörckel, Dr. Karl / Grünberg

EULENFISCH Literatur 1/2026

Herausgeber

Dr. Ralf Stammberger

Chefredakteur

Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion

Thomas Menges

Korrektorat

Alexandra Reißmann

Verlagsassistentz

Yvonne Wecker

Verlag

Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de

Gestaltung

Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift

Bischöfliches Ordinariat Limburg
Pastoral & Bildung
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
Fon 06431-295-316
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de

ISBN

978-3-911403-15-3

ISSN

2199-7020

Ausgabe 35 (1_2026) 19. Jahrgang
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF

© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,
Limburg/Lahn 2026



Zu lesen unter

eulenfisch.de/literatur

